

Ich war erst zehn – Erlebnisse in Ostpommern ab März 1945

Ein Augenzeugenbericht von Karl-Heinz Radde

Aufgezeichnet in Dresden im Januar 1995, im Januar 1999 und in Görlitz, Niederschlesien 2003

Der Russe steht schon vor Rummelsburg ¹[1]

Es ist Freitag, der 2. März 1945. Von frühmorgens an hocken wir dichtgedrängt in einem notdürftig mit Balken und Brettern abgedecktem Erdloch, das wir Bunker nennen, und erleben den schwersten Fliegerangriff. Schon seit zwei Wochen kommen die russischen Flieger, meist aber in kleinen Pulks und für kurze Zeit, und sie fliegen hoch über unser Einzelgehöft am Waldrand hinweg. Ihr Ziel ist vor allem die Kreisstadt Bütow, der Bahnhof in Großtuchen und das Dorf Zemmen. In Bütow soll es vor zehn Tagen ganz furchtbar gewesen sein. Aber Genaueres wissen wir nicht. Es kommt niemand mehr bis zum Dorf durch. Wir sind auf unserem Abbau total abgeschnitten.

Jetzt aber ist der ganze Himmel von Flugzeugen bedeckt; sie scheinen speziell unser großes Bauerngehöft im Dreieck Großtuchen-Zemmen-Franzwalde anzufliegen. Die Bombeneinschläge kommen immer näher. Wir glauben schon, dass es sich um Granaten der Feldartillerie handeln könnte und die Front da ist. Gegen Mittag ist die Hölle los. Es kracht und explodiert ununterbrochen ganz in der Nähe. Dazwischen schmettern Bordwaffen MG-Salven auf uns hernieder. Sand und Erdreich spritzt auf und rieselt in den Bunker. Alles schreit durcheinander. Warka, unsere ukrainische Ostarbeiterin, bekommt einen Schreikrampf. Sie hat furchtbare Angst zu sterben. Mutti versucht sie und meinen kleinen Bruder gleichzeitig zu beruhigen, der wie am Spieß brüllt. Unsere Oma betet. Ich fluche, weil mir dauernd von draußen Sand ins Gesicht spritzt. Ich sitze am Bunkereingang und kann den Garten beobachten. Dann gibt es eine fürchterliche Detonation. Ich sehe, wie die Soldaten, die im Haus einquartiert sind, herausstürzen und sich mit umgehängtem Tarnzeug im Garten hinwerfen. Eine riesige schwarze Rauchwolke verhüllt alles. Ich rufe, dass unser Wohnhaus brennt, und alle schreien auf. Aber meine Meldung ist verfrüht. Die Rauchwolke verzieht sich wieder, das Haus steht noch, nur die Fensterscheiben sind zerborsten.

Warum schießt die Flak nicht? Seit Monaten haben wir in Großtuchen zwei große Flakstellungen mit modernen Vierlingsgeschützen, eine auf dem Hügel des Grundstückes von Gustav Kramp an der Straße nach Neuhütten und die andere am Abbau bei Knitter an der Straße nach Bütow. Aber nichts rührt sich, die Geschütze schweigen.

Vor Abend laufe ich das Gehöft ab, um die Schäden festzustellen. Ich zähle genau 205 Bombeneinschläge um unserem Bauernhof herum. Ein großer Teil davon sind

[1\[1\] Am 2. März 1945 meldet der Wehrmachtsbericht: „An den Flanken des feindlichen Einbruch-](#)
[raumes in Ostpommern verhinderten eigene Panzerkräfte ... in heftigen Kämpfen eine größere](#)
[Ausweitung. Südlich Rummelsburg gewannen wir im Gegenangriff verlorenes Gebiet zurück.“](#)

Blindgänger. Nur vier Bomben haben Stall und Scheune getroffen und das Dach über dem Pferdestall aufgerissen. Es sind alles kleinere Splitterbomben, die keinen großen Schaden anrichten. Gebrannt hat es Gott sei Dank nicht.

Zwei höhere SS-Offiziere erscheinen und wollen wissen, wo wir uns bei den Fliegerangriffen aufhalten. Sie lassen sich nicht abweisen und verlangen, unseren „Bunker“ zu sehen. Ich muss sie hinführen. Auf halbem Weg ist plötzlich schweres Artilleriefeuer aus Richtung Rummelsburg zu hören. Die SS-Leute bleiben stehen und horchen auf. „Unsere Arie?“ fragt der eine. „Na endlich! ...Glaubst du, sie halten die Front?“ Der andere schüttelt den Kopf. „Nein. Es ist zu spät. Der Krieg ist verloren!“ Ich bin entsetzt, dass Soldaten und noch dazu SS-Leute so reden. Als gäbe es den Pommernwall überhaupt nicht! Wozu dann noch weiter kämpfen oder auf den Treck gehen? Warum musste mein Vater und über 50 Männer aus Großtuchen und den umliegenden Dörfern noch vor paar Wochen zum Volkssturm einrücken? Wir wollen von den SS-Männern wissen, was jetzt wird und wie wir uns verhalten sollen. Sie sagen uns erstaunlich offen, dass es nicht vorgesehen ist, hier länger zu kämpfen und sprechen nur von einem hinhaltenden Gefecht, das man höchstens einen Tag lang führen würde, und das auch nur, weil sich die Gegend mit den Wäldern, Hügeln und Seen hervorragend zur Verteidigung eignet. Ansonsten würde man sich auf Danzig zu zurückziehen. Uns raten sie, dennoch auf die Flucht zu gehen, aber höchstens 50 km weit. Wir sind beruhigt. Bedeutet das doch, dass unsere Gehöfte in Flammen aufgehen werden, wenn hier tage- oder sogar wochenlang mit Panzern, Flugzeugen und schwerer Artillerie gekämpft werden sollte. Und dass alles heil bleibt, scheint uns wichtiger als alles andere.

Am nächsten Tag geht es am frühen Morgen wieder in den Bunker. Aber am Mittag schießt unsere Flak aus Großtuchen, die russischen Flieger drehen plötzlich ab, bald danach erscheint ein einzelner deutscher Jäger am Himmel, der sie verfolgt. Wir haben endlich Ruhe.

Unser Ostarbeiter mit dem für uns unaussprechlichen Namen Wladislaw Dzierdzierjewski, weswegen wir ihn einfach Lady nennen, ein Weißruthene aus der Gegend von Minsk, der schon seit 1941 bei uns ist und inzwischen zur Familie gehört, versucht täglich, die Verbindung zu den Nachbarn zu halten. Manchmal kommt er stundenlang nicht durch. Jetzt bringt er die Hiobsbotschaft vom Dorf mit: Wir müssen sofort los! Großtuchen ist schon vom Militär übernommen und muss bis 21.00 Uhr geräumt sein. Gegen Abend setzt Schneetreiben ein. Wir atmen auf und begeben uns im Schutz des Unwetters auf den großen Treck.

Seit Wochen steht unser Treckwagen schon abfahrbereit in der Scheune. Es ist ein großer ausgezogener Erntewagen, mit einem leichten Dach aus Teerpappe überdeckt und mit fester Plane bespannt. Die Pferde ziehen ihn mühelos den kleinen Berg hinauf. Kurz vor dem Weg nach Pyaschen bleiben sie plötzlich stehen. Wir wissen nicht warum. Ein flacher Trichter von einem Bombeneinschlag vor ihren Füßen scheint das Hindernis zu sein. Lady greift zur Peitsche, aber die Pferde bäumen sich auf, wiehern ängstlich, schnaufen schwer und gehen keinen Schritt

weiter. Immer wieder knallt die Peitsche. Dann beauftragt unsere Oma mich, zu Nachbar Pelz, dem nächsten Abbau, zu laufen, so schnell ich kann und ihn zu bitten, seine Pferde vorzuspannen. Wahrscheinlich sind unsere Pferde nur durch die Bombenexplosionen über dem Pferdestall verängstigt. Ich renne los und bin froh, nach der Zwangshaltung den ganzen Tag im Bunker wieder etwas Bewegung zu haben.

Auf dem Hof von Nachbar Pelz steht der Treckwagen auch schon abfahrbereit. Es soll gleich los gehen. Die Pferde sind aber noch nicht angespannt. Hastig berichte ich über unsere Panne und bitte, uns mit den Pferden auszuhelfen. Der alte weißhaarige Pelz schaut mich lange geistesabwesend an und schüttelt nur den Kopf. Dann kommt es von seinen Lippen: „Neeke, nee, loop man wadder noh Huus. Min Peerdkes jefft 't nich. Wo stellst du di dän dat vör? De sinn to swaak. Hebben jo de Winter öwer in't Stall stohn.“ Ich denke, ich höre nicht richtig. Verschüchtert wage ich den Einwand. „Aber Oma hat gesagt, es genügt schon, wenn die Pferde bloß vorgespannt werden. Sie brauchen ja gar nicht zu ziehen. Es muss nur schnell gehen. Die Russen sollen schon vor Glisno sein.“ Aber der alte Pelz bleibt hart: „Dor blifft dät bi. Und met de Russen. Wat sall ick dorto seggen. Na dät glöw ick nich. Dä vertelln veel. Dät weten se ok nich. So wiet is dät noch nich. Uns Soldoten sinn jo ok noch dar. Dät duert noch 'ne ganz Wiel.“

Dann fährt er etwas versöhnlicher fort: „Loot sin, mien Jong, du kanst di dor nich rindenken. Ick hebb di al enns seggt. Dät gifft nüscht. Nu loop man wadder no huusto, segg ick di und dänn met de Pietsch. Dat helpt und ju kunne de Wagn ruttrecke.“ Und er schüttelt sein weißes Haupt: „Neeke, nee, dät 't so wat jäben deit!“

Ich renne wieder zurück. Inzwischen hat Lady ein paar schwere Sachen vom Wagen geworfen, vor allem mehrere zentnerschwere Säcke mit Hafer. Sie werden uns schon bald sehr fehlen. Aber die Entlastung des Wagens hilft auch nicht. Die Pferde rühren sich nicht von der Stelle. Ich denke dabei an frühere Erzählungen meiner Oma, dass Pferde Unglück voraussehen und sich entsprechend verhalten. Wenn sie sich weigern, vom Hof zu gehen, bedeutet das großes Unglück und den Tod und dass niemand mehr zurückkehrt. Aber ich hüte mich, das jetzt laut zu sagen. Es ist auch keine Zeit mehr, an so etwas zu denken. „Dann lauf schnell zu Durawas“, ordnet meine Oma an. Bis zum Abbau von Durawa, unserem übernächsten Nachbar, ist es doppelt so weit. Außer Atem renne ich wieder los.

Auch bei dem Nachbar Durawa steht der Treckwagen schon beladen und abfahrbereit auf dem Hof. Die Stall- und Scheuentüren stehen weit offen. Aber kein Mensch ist zu sehen. Ich stürze ins Haus. In der Küche finde ich den alten Herrn Durawa am Tisch beim Essen. Hastig berichte ich über unser Unglück. Herr Durawa hört mir aufmerksam zu, dann unterbricht er mich plötzlich: „Aber warum kommst du zu uns, Junge. Warum läufst du nicht zu Pelz, das geht doch viel schneller. Wir haben nicht mehr viel Zeit. In Großtuchen sind sie schon fort. In Rummelsburg wird gekämpft. Die Russen stehen schon vor Glisno.“ Ich sage, dass ich da schon war und berichte, dass Pelz seine Pferde nicht herausgibt. Durawa springt auf: „Was sagst du da? Das ist doch nicht möglich. Lauf schnell zu Pelz zurück; ich komme gleich nach. Ich renne wieder los. Kaum bin ich auf dem Hof von Pelz, kommt Durawa im Laufschrift hinter mir, immer noch kauend.“

Pelzens sind gerade im Begriff loszufahren. Sie wollen tatsächlich alleine fahren. Aber es fehlt noch etwas. „Min Böcker, min Böcker“, jammert der alte Pelz. Ich werde neugierig, was das für Bücher sein sollen. Schließlich bringt Anna, das Ukrainermädchen, zwei Bücher aus dem Stall heraus. Sie lagen dort, wo sie immer griffbereit gelegen haben, auf dem Stallfensterbrett. Es sind die die Lutherbibel und das evangelische Gesangbuch, von denen der alte Pelz sich nie trennt.

„Sofort die Pferde her“, brüllt Durawa, den ich noch nie zornig gesehen habe. „Alleine fahren wir nicht los. Der alte Pelz sperrt sich wieder und stellt sich abwehrend vor das Gespann: „Dät riskier ick nich! Wo koom ick dänn dorto? Führen ju noch min Peerdkes toschann. Un ick stoh dän alleen, so olt as ick bin. Hett jo jeder noch met sich to dohn. Eerst en groten Waagen bepacken, un nu sitten se door. Dor midde se sich alleen behelpen. Ick hebb dor keene Schuld an. Sind jo noch miehr Lüüd in't Dorp.“ Er steigert sich immer weiter in seiner Entrüstung. Da schlägt Durawa zu, zweimal gegen die Brust, dass das Männchen zurücktorkelt, ruft mir zu, die Leine zu nehmen, spannt die Pferde aus, greift zur Peitsche, und im Laufschrift rennen wir vom Hof. Die Pferde wiehern freudig auf und ziehen uns fast mit fort.

Unser Wagen ist inzwischen nicht einen Meter vorwärtsgekommen. Lady schlägt immer noch auf die Pferde ein, die mit wilden Augen hysterisch wiehern, schweißgebadet sind mit Schaumflocken auf den Nüstern und im Frost dampfen. Durawa weist uns kurz ein und übernimmt das Gespann. Als erstes kommt die Peitsche weg. Pelzens Pferde sind noch nicht vorgespannt, schon ziehen unsere plötzlich den großen Wagen an.

Als wir an Barskes Mühle kommen, ist es schon stockdunkel. Niemand ist zu sehen. Vor der Holzbrücke über die Kamenz passiert es wieder. Unsere Pferde bleiben stehen, scheuen und weigern sich über die Brücke zu gehen. Hundertmal schon haben sie den schweren Erntewagen über diese Brücke gezogen, wenn wir die Heuerte von unserer Großen Wiese aus Großmassowitz einbrachten. Sie kennen hier jeden Schritt. Aber jetzt wiehern sie verscheucht, schlagen mit den Hufen und scharren den Boden und schnauben. Wieder knallt die Peitsche erfolglos.

Aus der Dunkelheit tauchen drei Soldaten auf. Ein Unteroffizier trägt einen großen weißen Verband um den Kopf, den rechten Arm hat er in einer Schiene, der linke ist verbunden, und er hinkt auch noch. Seine beiden Kameraden sehen nicht viel anders aus. Sie sind durch den Pferdelerärm aufmerksam geworden und wollen helfen. Barskes großes Wohnhaus ist schon voll mit Schwerverwundeten belegt. In diesem Moment ist wieder heftiges Artilleriefeuer aus Richtung Rummelsburg zu hören. Die Abschüsse schwerer Geschütze sind laut durch die frostklare Nacht zu hören. Der Geschützdonner scheint immer näher zu kommen.

Es hört sich an, als ob in Zemmen schon gekämpft wird. Auch die Verwundeten horchen auf. Meine Mutter fragt die Soldaten, ob es da überhaupt noch Zweck hat, auf den Treck zu gehen. „Aber ja“, beruhigt uns der schwerverwundete Unteroffizier, „der Russe ist noch weit. Wir halten ihn auf.“ Er sagt tatsächlich „wir“ und fährt sich dabei mit schmerzverzerrtem Gesicht über seinen Kopfverband, durch den Blut sickert. Ich denke an die gesunden SS-Offiziere vom Vortag, für die schon alles verloren ist. Und diese Krüppel wollen den Russen noch aufhalten. Aber es ist nicht

mehr die Zeit, solche Überlegungen anzustellen. Der verwundete Unteroffizier nimmt unseren Braunen am Halfter, tätschelt ihn mit seiner verbundenen linken Hand, spricht beruhigend auf die erregten Pferde ein, und sie ziehen plötzlich widerstandslos und ohne jede Mühe den schweren Wagen über die Brücke und machen uns nie wieder Schwierigkeiten.

Am Gehöft von Gaul und Dunse haben wir die Hauptstraße Rummelsburg-Bütow erreicht. Auf der Teerstraße rollt unser großer Treckwagen nur so dahin. Im Dorf Großtuchen ist kein Licht zu sehen und keine Menschenseele. Nur einige Wehrmachts-LKW sind im Dunkeln geparkt. An der Post stehen ein Auto und ein Motorrad. Pakete werden verladen. Ein Soldat ruft uns zu: „Nun aber schnell, Leute, ihr seid die letzten, der Russe steht schon zehn Kilometer vor Glisno.“ An den Zollhäusern erreichen wir endlich den Anschluss an den geschlossenen Treck. Es sind aber unbekannte Flüchtlinge aus den Nachbardörfern. Die Großtuchner sind längst fort.

Bei Moddraw sehen wir in östlicher Richtung den Nachthimmel in Flammen. Es ist ein schauriges Bild. In Borntuchen wollen wir auf die Hauptstraße Bütow – Schlawe einschwenken und zur Küste kommen. Der Treck stoppt plötzlich. Auf der Kreuzung steht ein SS-Posten und verkündet: „Der Russe ist heute nacht zur Ostsee durchgebrochen. Wir sind im Kessel. Aber keine Panik, wir bringen euch mit Schiffen über Danzig und Gotenhafen heraus.“

In Nippoglense

Früh am Morgen fahren wir in das tiefverschneite Dorf Nippoglense ein, das schon zum Kreis Stolp gehört. Die Sonne ist gerade aufgegangen. Es ist nochmals richtiger Winter geworden, ein herrliches Winterwetter. Der Treck hält mitten im Dorf. Man ist unschlüssig, ob man weiterfahren oder bleiben soll. Das Dorf ist von Treckwagen und Militärfahrzeugen total überfüllt. Viele Bütower Flüchtlinge sind auch hier. Auf Schritt und Tritt treffen wir Bekannte. Wir sehen auch meine Cousine Ella Vollert, die als Krankenschwester die schweren Fliegerangriffe in Bütow überlebt hat und noch ganz unter dem Schock steht. Erstmals erfahren wir etwas Näheres über die Zerstörungen in Bütow, die vielen Toten und Verwundeten von dem zusammengeschossenen Ostpreußen-Treck am Bahnhof und an der Mühle.

Ein älterer Herr läuft tiefbewegt von Wagen zu Wagen und schreit etwas Aufregendes. Er schaut auch in unseren Treckwagen hinein. „Leute, habt ihr es schon gehört“, ruft er, und Tränen rollen ihm über das Gesicht. „Habt ihr es gehört? Küstrin ist wieder frei. Eben ist eine Sondermeldung durchgegeben worden. Unsere Truppen haben Küstrin freigekämpft.“ Er weint wie ein kleiner Junge. „Mein Sohn kämpft bei Küstrin“, schluchzt er. „Er ist erst sechzehn. Ja, ja unsere Jungs...“, und schon rennt er weiter, um seine Freudenbotschaft dem nächsten Treckwagen zu überbringen. Aber was dem alten Herrn die Freudentränen ins Gesicht treibt, löst bei uns blankes Entsetzen aus. „Küstrin“, ruft unsere Oma, „das ist doch vor Berlin. Um

Gottes Willen, die Russen stehen schon vor Berlin! 2[2] Und wir sind hier in Hinterpommern im Kessel. Wo wollen wir da noch hin?“ Seidem steht für uns fest, freiwillig nicht weiterzuziehen und so nahe wie möglich bei unserem Heimatdorf Großtuchen zu bleiben. Auf keinen Fall wollen wir aufs Schiff gehen. Lieber zu Hause umkommen als in den eisigen Fluten der Ostsee oder irgendwo in der Fremde, das ist unsere einstimmige Meinung.

Unsere Oma glaubt außerdem, dass jeden Tag mit dem Kriegsende gerechnet werden kann. „Wenn es nicht mehr geht, wird er den Waffenstillstand anbieten. Genau wie sie es damals im Weltkrieg 1918 gemacht haben“, ist ihre feste Überzeugung. Mit er ist Hitler gemeint. Niemand ist sich aber darüber klar, dass diesmal der Krieg nicht von Generälen geführt wird, sondern verantwortungslos von einem wahnsinnigen ignoranten Gefreiten.

Auf der Dorfstraße treffen wir unseren Nachbarn Bruno Barske von der Obermühle. Er trägt ein Bündel unter dem Arm und einen Spaten. Meine Mutter fragt ihn ironisch, ob er noch einen Panzergraben schaufeln will. Dann wird es aber höchste Zeit. Er schüttelt den Kopf. Den brauchen wir nicht mehr. Er will sein neugeborenes Enkelchen begraben. Es ist schon in der ersten Nacht auf der Flucht erfroren. Gisela, die Mutter des Babys, liegt mit hohem Fieber im Treckwagen. Herr Barske bittet mich, ihm beim Schaufeln des Grabes behilflich zu sein. Wir suchen lange nach einer geeigneten Stelle. Endlich finden wir im Park des Puttkamerschen Schlosses einen Platz. Es ist an einer Tanne rechts, wenn man die Straße von Bütow ins Dorf kommt. „Hier unter der Tanne an der Mauer werden wir das Grab später am ehesten wiederfinden“, sagt Barske. Nur mit großer Mühe bekommen wir die kleine Gruft fertig. Der Boden ist stark gefroren. Es schneit und ist eisig kalt. Wir müssen uns beeilen. Barske spricht ein Vaterunser und weint. Es ist der zweite Mann, den ich auf der Flucht weinen sehe. Frauen weinen jetzt nicht mehr so oft.

Am Nachmittag kommt unsere Nachbarin Agnes Durawa mit der Schreckensbotschaft: In Großtuchen wird schon gekämpft. Reckow ist aufgegeben. Dort sind alle gefallen. Auch die ganze Volkssturmgruppe von Dunse ist angeblich tot. Am Straßenrand stehen zwei Panzer. Die Soldaten sind damit beschäftigt, eine Raupenkette zu reparieren. Jemand von den Frauen sagt: „Bütow soll schon aufgegeben worden sein.“ Eine andere junge Frau mischt sich ein und protestiert energisch: „Das kann nicht sein. Das wird der Führer niemals zulassen. Bütow wird verteidigt. Wir geben doch unsere Stadt mit der wichtigen Burg nicht auf.“

2[2] Die Festung Küstrin wurde 2 Monate lang heftig umkämpft und wechselt wiederholt den Besitzer. Bereits am 1. Februar 1945 waren die Russen nordwestlich Küstrins vorgedrungen. Seitdem kam es zu verzweifelten Abwehrkämpfen, um die Bildung des gefährlichen russischen Brückenkopfes zu verhindern. Besonders schwere Schlachten tobten bei Küstrin vom 4. - 8. Februar, 7. - 13. März und 23. - 31. März 1945. Noch am 25. März meldete das Oberkommando der Wehrmacht: „In den letzten 3 Tagen scheiterte im Kampfabschnitt Küstrin der Ansturm starker Infanterie- und Panzerverbände der Sowjets an der Standhaftigkeit unserer Divisionen. Über 200 feindliche Panzer wurden abgeschossen...“ Am 31. März hieß es dann nur noch im Wehrmachtsbericht: „Die Festung Küstrin ist nach schwerem Ringen der feindlichen Übermacht erlegen.“ Sie fiel fast zur gleichen Zeit wie Danzig.

Das hören die Soldaten. Einer ruft herüber: „Liebe Frau, erzählen sie keine Märchen. Wir kommen gerade aus Bütow. Vor genau einer Stunde haben wir die Stadt geräumt. Wir waren die letzten Panzer. Nach uns kommt niemand mehr...“^{3[3]} Peinliches Schweigen tritt ein.

Am Nachmittag kommt schon wieder ein einzelnes russisches Flugzeug und kreist hoch und lange über dem Dorf. Ich höre, wie ein Soldat sagt: „Das ist ein russischer Aufklärer. In spätestens einer Stunde wird hier alles zusammengeschossen.“ Ich laufe zu unserer Mutti und bitte sie in wahnsinniger Angst, aus dem Dorf herauszufahren, das von Flüchtlingswagen überflutet ist, hinaus in den schützenden Wald. Ich sehe vor mir die blutüberströmten ostpreußischen Treckwagen und die vielen toten Kinder, von denen Cousine Ella aus Bütow gerade erzählt hatte. Ich will nicht sterben, so wie diese Kinder oder wie unsere Schulfreundin Christa Gaterman oder andere. Ich will nicht so sinnlos sterben, jedenfalls jetzt noch nicht. Aber alles ist vergeblich, meine Mutter bleibt hart.

Als ein gefährliches Brummen von vielen Flugzeugen am wolkenbedeckten Himmel zu hören ist, laufen wir in ein kleines Haus, um das dicht herum fünf riesige Tankwagen der Wehrmacht sorgsam getarnt und mit Ästen abgedeckt unter großen Bäumen geparkt sind. „Wenn die Wagen voll Benzin sind“, sage ich, „gibt das aber ein Flammenmeer und wir verbrennen alle.“ Aber niemand achtet auf mich. Kaum sind wir im überfüllten Raum der Kate, wird die Tür aufgerissen und ein Unteroffizier mit einer Maschinenpistole im Anschlag stürzt herein und brüllt: „Seid ihr wahnsinnig geworden. Wir haben in den Tankwagen 25 000 Liter Sprit geladen. Wenn hier auch nur eine Kugel hineingeht, verbrennt alles. Alle sofort raus!“ Er zeigt auf Unterstände und Bunker, die abseits vom Haus errichtet worden sind. Die Menschen bewegen sich aber nicht und sind von seinen Drohungen unbeeindruckt.

Ich bin als Letzter in den Raum gekommen und renne so schnell ich kann in die vom Unteroffizier angezeigte Richtung, ohne mich nochmals umzusehen.

Dunkle schwere Wolken hängen tief am Himmel. Es schneit und kaum ist etwas zu sehen. In der Luft nimmt das unheilvolle Dröhnen vieler Flugzeugmotoren zu. Der Lärm kommt immer näher. Es müssen sehr viele feindliche Flieger in den Wolken sein. Ich renne um mein Leben. Plötzlich kracht es um mich ohrenbetäubend. Holzteile und Bretter fliegen durch die Luft. Ich stolpere und stürze in einen Graben. Ich bin wahrscheinlich in einen Unterstand geraten, auf den die Bomben niedergehen. Dann ist die Hölle los. Ich fühle einen starken Schlag im Rücken. Ein Stück Holz trifft mich am Kopf. Ein stechender Schmerz im Gesicht nimmt mir den Atem und alles verschwindet um mich herum.

Ich wache in seltsamer Umgebung auf. Wohltuende Wärme umströmt mich. Große Augen starren mich an. Es sind die von Kühen. Ein Hund ist da, der mitleidig mit dem Schwanz wedelt. Ich befinde mich in der Box eines Kuhstalls auf Stroh gebettet.

^{3[3]} Dass in Bütow dann doch noch gekämpft wurde, ergab sich durch die unerwarteten Rückzugsbewegungen im Raum Stüdnitz-Reckow. Im wesentlichen waren es aber nur die Flakartillerie am Bahnhof und eine schnell noch aufgebaute Panzerabwehr am Stadtrand nach Borntuchen und Lauenburg, die die Stadt kurzfristig verteidigten. Im Gegensatz zu Rummelsburg war eine längere Verteidigung Bütows nicht vorgesehen, was auch militärisch sinnlos gewesen wäre.

Ringsherum stehen Schüsseln und Wannen. Der ganze Körper tut mir weh, an Armen und Beinen brennt es fürchterlich und besonders im Gesicht, wenn ich mich bewege. Frauen, die ich nicht kenne, beugen sich über mich. Ich höre jemanden sagen „Hat das Bürschchen aber Glück gehabt.“ Ich versuche zu überlegen, was geschehen ist, gebe aber vor Schmerzen auf. Nur liegen bleiben in dieser Wärme, hier im Kuhstall, sich nicht bewegen, nicht mehr weiter!

Am späten Nachmittag, als erneut Schneetreiben einsetzt, ziehen wir doch wieder weiter. Das Dorf Nippoglense wird geräumt. Ich gehe hinter unserem Wagen her und halte mich am großen Mittelseil fest, mit dem die Plane am Wagenboden gesichert ist. Niemand darf auf dem Wagen sitzen, der nur einigermaßen laufen kann. Unsere Oma ist unerbittlich und duldet keine Ausnahme. Damit sollen wir vor Erfrierungen geschützt werden und vor Erkrankungen. So lange wir laufen können, sind wir nicht krank, meint sie. Ich glaube aber, dass im Hintergrund wohl mehr die Angst steht, es könnte ein Wagenrad brechen oder unsere Pferde schaffen es nicht mehr, den überladenen Wagen zu ziehen oder rutschen aus. Die Hufe unsere Pferde sind nicht frisch beschlagen. Wegen den Fliegerangriffen kamen wir nicht mehr zur Dorfschmiede durch. Auf den vereisten Straßen haben die Pferde es sehr schwer und kommen immer wieder ins Rutschen. Es wäre die größte Katastrophe, wenn sie sich ein Bein brechen. Das wäre das sichere Ende auf der verschneiten Landstraße und der Tod im Straßengraben.

Bald geht es kaum noch. Noch nie vorher habe ich mich so elend gefühlt. Meine Kräfte sind erschöpft. Jeder Schritt wird zur Qual. Hinzu kommt ein wahnsinniger Durst. Ich habe sicher zuviel Blut verloren. Wir hatten an alles gedacht, als wir auf den Treck gingen, aber niemand hatte eine Vorstellung, wie entsetzlich Durst ist und dass es das Wichtigste ist, etwas zu Trinken zu haben. Ich hänge mich an das große Seil und lasse mich förmlich ziehen. Zum ersten Mal kommt mir der Gedanke aufzugeben, mich einfach fallenzulassen, in den hohen Schnee im Straßengraben. Neben mir geht unsere Nachbarin Lenchen Wolff und unterhält sich mit einem älteren Soldaten, der sich bei uns in die Wagenlücke gedrängt hat. Er müsse ins nächste Dorf, Wache stehen, höre ich ihn sagen. Aber er weiß nicht einmal den Namen des Dorfes und ein Gewehr trägt er auch nicht. Immer wenn Gegenverkehr auftritt, ein Wehrmachtssauto oder Krad vorbeifährt, drängt der Soldat sich ganz weit zu mir zum Straßenrand und scheint sich zu ducken.

Das Rittergut Mickrow

Wir kommen nur mühselig voran, keine 20 km pro Tag. Ortstafeln, Verkehrsschilder oder sonstige Wegezeichen gibt es schon lange nicht mehr. Sie sind bereits im Oktober 1944 von der Wehrmacht abgenommen worden, um Spionen und Deserteuren die Orientierung unmöglich zu machen. Die Trecks werden von der Wehrmacht oder SS meist auf Umwege geleitet. Die Hauptstraßen dürfen nicht befahren werden, um sie für die Truppenbewegungen frei zu halten. Sie liegen meist auch unter Beschuss russischer Tiefflieger. Flüchtlingstrecks sind beliebte Ziele und werden leicht angegriffen, da kein Widerstand erfolgt und die zusammengeschossenen Wagenwracks auf den engen Straßen wirksame Hindernisse für vorrückenden Militärfahrzeuge bilden; außerdem gehört Chaos und Terror zum Krieg.

Wir fahren also nur im Dunkeln und bei Unwetter auf Nebenwegen und oft durch Wald. Nur unsere Oma kennt jedes Dorf, durch das wir kommen und erklärt es uns und den anderen. Einzelne Dorfnamen prägen sich ein: Budow, Muttrin, Mickrow, Zechlin.

Auf dem Rittergut Mickrow übernachten wir, ziehen aber bald weiter. Das Gut gleicht einem Heerlager. Unsere Oma erzählt uns aus ihrer Jugendzeit. Als junges Mädchen war sie auf dem Rittergut in Mickrow als Gesellschafterin bei den Adligen angestellt, als das Gut noch im Besitz der Grafen von Woldeck-Arneburg war. Jetzt nach 50 Jahren kommt sie als bettelnder Flüchtling.

Hinter Mickrow machen wir wieder Rast. Wir sind bei einem Ortsbauernführer oder so etwas Ähnlichem direkt am Kirchplatz einquartiert. Wie immer sind die Räume total überfüllt. Der lange Nazi stolziert in einer tadellos gebügelten SA-Paradeuniform herum und ist wütend über den Schmutz, den wir Flüchtlinge in seine blitzblanke Wohnung bringen. Er redet auf uns ein, als ständen wir vor dem großen Endsieg. Sein Auftritt wirkt auf die todmüden Flüchtlinge wie Hohn und provoziert sie. Niemand hört ihm zu. So schnell es geht, mache ich mich davon und laufe die Straße hinaus, auf der sich die unendliche Kette der Treckwagen bewegt. Ich hoffe, Bekannte zu treffen, vielleicht jemandem aus unserem Dorf, von meinen Schulfreunden, die mir sehr fehlen. Ganz insgeheim denke ich aber, meinem Vater zu begegnen, denn ab und zu bewegt sich auch eine vereinzelt Volkssturmgruppe zwischen den Flüchtlingen. Aber ich habe kein Glück. Überall starren mich nur fremde, müde Gesichter verängstigt an und auf meine Fragen, ob jemand aus Großtuchen dabei ist, schütteln sie nur teilnahmslos den Kopf. Meistens erhalte ich aber überhaupt keine Antwort.

Ich bin ein paar Kilometer gelaufen und weit aus dem Dorf hinausgekommen. Wieder ist herrlicher Sonnenschein über der tiefverschneiten Hügellandschaft. Plötzlich sehe ich in der Ferne am Horizont auf einer Hügelkette dunklen Rauch. Fünf schwarze Rauchsäulen erheben sich dicht nebeneinander zum Himmel. Darüber kreisen Flugzeuge und setzen immer wieder zum Sturzflug an. Es geht also wieder los mit diesen verdammten Fliegern! So schnell ich kann, renne ich die vereiste Straße zurück, die jetzt fast leer ist, um in den schützenden Keller zu meinen Leuten zu gelangen. Völlig außer Atem erreiche ich den Kirchplatz. Da kracht es um mich herum. Ein einzelnes Flugzeug geht im steilen Sturzflug auf die Kirche nieder und feuert auf den Kirchturm. Fensterscheiben klirren, Zweige brechen ab und werden vor meine Füße geschleudert. Ein armdicker Ast prallt vor mir auf das vereiste Pflaster auf. Ich werfe mich hin und warte ab. Das Flugzeug steigt wieder, dreht und setzt erneut zum Tiefflug an. Ich richte mich wieder auf und renne weiter. Nur noch paar hundert Meter bis zum Haus, dann habe ich es geschafft und bin in Sicherheit. Eine Stimme von der Kirche her ruft: „Um Gottes willen nicht rennen, bist du wahnsinnig. Werfe dich hin, Junge, und dann komm zu mir hierher.“ Ich schaue mich um, sehe aber niemanden, folge trotzdem der Anweisung und laufe in die Richtung, aus der die Stimme kommt. Ein großer schlanker Soldat, nicht älter als 19 Jahre, tritt hinter einem Eckpfeiler hervor. „Pass genau auf und mache alles genau so wie ich. Das ist nur ein einzelnes Flugzeug, das kann uns nicht viel tun.“ Er erklärt mir den Flugzeugtyp und seine Ausrüstung. Es kann nur nach vorne schießen und hat nur noch ein Heckmaschinengewehr.

Wenn man es von der Seite sieht oder von hinten, ist es ganz ungefährlich. Nur von vorne droht der Tod. So rennen wir von einer Seite der Kirche zu anderen, je nachdem, wie das Flugzeug zu sehen ist. „Warum beschießt der Flieger unbedingt die Kirche“, will ich wissen. „Er glaubt, dort sitzt ein VB“, belehrt mich der Soldat. Ich verstehe nicht. „Das ist ein vorgeschobener Beobachter für die Artillerie, der ein Funkgerät hat und der Artillerie genau mitteilt, wo und wieviele Panzer kommen und danach schießen sie dann“. „Ist denn einer auf dem Turm?“, frage ich. Er winkt verächtlich ab: „Die sind doch alle schon lange weg.“ Ich freue mich riesig, dass der Russe so angeführt ist und auch uns nicht mal trifft. Nach einer Stunde dreht er ab. „So, jetzt kannst du zu deiner Mutti“, sagt der Soldat. „Der Iwan hat seine Munition verschossen und bis er wieder kommt, dauert es mindestens eine Stunde.“ Ich lade ihn ein mitzukommen und hier nicht im Kalten herumzustehen. Aber er winkt ab. Das ginge nicht. Er sagt noch, ich solle besser nicht erzählen, wen ich an der Kirche getroffen hätte. Ich verspreche es ihm und bin stolz, dass ich solch eine militärische Ausbildung unter echten Frontbedingungen von einem wirklichen Soldaten erhalten habe. Welcher Rekrut hat so ein Glück?

Es fließt Blut

Im Nu ist das Dorf wieder überfüllt mit Treckwagen. Einige Wagen sind angeschossen und sogar blutbespritzt. Auch Pferde bluten. Ich werfe einen Blick in einen Wagen und erstarre vor Schreck. Mehrere Menschen liegen drin, unbeweglich und blutüberströmt. Der riesige SA-Mann in seiner Paradeuniform tritt vor das Haus und brüllt über den Platz: „Alle Flüchtlinge sofort raus aus dem Dorf. Nur wegen den verdammten Flüchtlingen wird mein schönes Dorf zerstört.“ Er jammert und flucht. Man spricht auf ihn ein. Er wäre doch morgen schon selbst Flüchtling, die Russen stehen doch schon vor dem Dorf. Aber er schimpft und droht nur noch heftiger: „Raus, alles sofort raus aus meinem Dorf.“ Von einem blutbespritzten Wagen springen zwei Männer herab. Ein großes Jagdmesser blitzt auf. Die Stimme wird schrill: „Ich bringe euch alle vors Kriegsgericht“ und bricht jäh ab. Die Männer klettern auf ihren Wagen zurück und peitschen wie wild auf die Pferde ein. Nur raus hier, hinein in den schützenden Wald. Wir schließen uns an. Wie hatte doch meine Oma so oft gesagt? „Wenn erst Blut fließt, ist keiner mehr zu halten!“

Am 8. März erreichen wir endlich die Hauptstraße Stolp-Lauenburg bei Karlshöhe. Wir hoffen, dass es auf der großen Straße schneller voran geht. Es bietet sich uns aber ein erschreckendes Bild, und wir wissen jetzt, dass das Ende nahe ist. Über eine Stunde brauchen wir, um auf die Hauptstraße einschwenken zu können und eine Lücke im fließenden Verkehr Richtung Lauenburg zu finden. In wilder Flucht bewegen sich auf der Straße Militärfahrzeuge in Doppelreihen. Gegenverkehr gibt es nicht mehr. Dazwischen fahren Treckwagen der Flüchtlinge. Ringsumher ist alles in tiefem Schnee versunken. Die Hauptstraße ist aber vom Schnee geräumt, wahrscheinlich durch Schneeräumtruppen und Schneepflüge. Sie ist jedoch stark vereist. Ohne Schwierigkeit passen wir uns dem Tempo an, denn unsere starken Pferde ziehen den Wagen fast mühelos. Zur Rechten, es ist wahrscheinlich schon bei Langeböse, zähle ich etwa 500 Soldaten in schwarzen Uniformen, ein ganzes Panzerbattalion, das vor einem großen Gutshaus angetreten ist. Der Kommandeur hält eine Ansprache vor 3 Särgen. Die Front, der Tod, ist also schon in der Nähe.

Ich bin der einzige, der das wahrnimmt. Niemand sonst achtet darauf. Jeder denkt nur an Flucht. Alle sind entsetzlich apathisch, auch das Militär. Es kommen keine Befehle und Anweisungen mehr, es gibt nur noch das unausgesprochene Kommando: Rette sich, wer kann!

In Bresin ist alles zu Ende

Kurz vor Lauenburg müssen die Treckwagen die Hauptstraße verlassen. Wir biegen wieder auf Nebenstraßen ein. Vor dem Dunkelwerden erreichen wir das Dorf Bresin, das zu unserem Schicksalsort werden soll. Wie üblich laufen wir zu Fuß hinter unserem Wagen her. Am Dorfrand links vor uns in einer Entfernung von etwa 100 - 200 Metern ist ein MG-Nest eingerichtet. Zwei Soldaten bedienen ein schweres Maschinengewehr und geben Dauerfeuer ab. Jemand ruft hinüber, was das zu bedeuten habe. Einer der Soldaten winkt uns mit einer Schnapsflasche in der Hand zu: „Keine Angst, wir üben nur.“ Man ist beruhigt. Ich sage: „Sie üben aber mit scharfer Munition. Das darf doch gar nicht sein. Und warum müssen sie jetzt noch üben?“ Aber unsere Oma antwortet: „Das verstehst du nicht. Dazu bist du zu klein. Du bist ja erst zehn.“ Bald allerdings soll sich herausstellen, dass ich der Einzige bin, der den Ernst der Lage begriffen hat. Wir sind bereits in die Hauptkampflinie, die berühmte HKL, geraten. Mit ihrem MG legen die Soldaten einen Feuergürtel. Die Russen kommen an diesem Abschnitt in Massen mit Kavallerie und Infanterie.

Pferde und Infanteristen werden so zurückgehalten, nur Panzer kommen durch. Das Dorf ist schon um fünf Uhr am Nachmittag aufgegeben worden. Alle Vorräte wurden verteilt. Jeder konnte sich nehmen, was er wollte. So kam es zu keinen Plünderungen. Die Soldaten griffen zu Schnaps- und Bierflaschen, ehe sie in die Schützengräben gingen. Die Russen sind tatsächlich schon 3 km hinter uns. Aber das alles erfahren wir erst viel später.

In Bresin werden wir am späten Abend in der Schule einquartiert. Der Oberlehrer, ein älterer Herr mit schneeweißem Haar, teilt selbst heiße Milchsuppe aus und Tee. Die Klassenzimmer sind geheizt und mit Stroh ausgelegt. Wir glauben, wir kommen ins Paradies. Viele weinen vor Freude. Dass draußen schon geschossen wird, nimmt niemand so richtig wahr. Die Stimme meiner Mutti überhören wir: „Wenn wir nicht schneller fortkommen, kriegt uns der Russe doch noch ein...“ Bald fallen wir alle in einen tiefen Schlaf.

Ohrenbetäubendes Panzergeschützfeuer weckt uns am anderen Tag, dem für uns schicksalhaften 10. März 1945. Es ist schon taghell. Wir haben alle verschlafen. Der Schulklassenraum ist schon wieder eiskalt. Die Fenster sind mit dicken Eisschicht bedeckt. Ich stürze ans Fenster und hauche mir ein Guckloch in die vereiste Fensterscheibe. Im Schulhof stehen dicht beieinander zwei schwere deutsche Tiger-Panzer und feuern ununterbrochen aus der Deckung heraus. Nach 20 Minuten hört das Schießen plötzlich auf. Die Panzer drehen ab und verlassen mit dröhnenden Kettengerassel den Schulhof und das Dorf. Eine Kompanie Soldaten tritt auf dem Schulhof an. Es sind müde, übernachtigte Gestalten. Die meisten haben weißes Tarnzeug übergeworfen und tragen Maschinengewehre, Panzerfäuste, Handgranaten oder Karabiner. Sie sind offensichtlich eben aus den Schützengräben

abgezogen worden. Die Unteroffiziere machen Meldung. „Wer fehlt noch?“, ruft der Kompaniechef. „Die Panzerabwehr, Gruppe Müller“, wird ihm geantwortet. „Auf die Kameraden können wir nicht mehr warten. Im Eilmarsch ab, Richtung Neustadt!“, ist das Letzte, was ich höre. Nicht einmal im Gleichschritt zieht die müde Truppe schnell ab. Ich schaue mit Entsetzen hinterher. So habe ich mir das Ende unserer Wehrmacht nicht vorgestellt, die für uns immer als unbesiegbar galt, zu Wasser, zu Lande und in der Luft. So stand es jedenfalls in unseren Lesebüchern.

In Eile wird etwas gegessen. Dann stürzen wir hinaus. Auf der Dorfstraße jagt ein Flüchtlingsgespann das andere. Die Bauern schlagen auf die Pferde ein, als wären sie von Sinnen. Überall rufen sie: „Der Russe kommt!“ Das heißt: Rette sich, wer kann! Schließen wir uns an? Getreu unserem Prinzip, keinen Schritt zu weit zu gehen, zögern wir wieder und bleiben bis zuletzt. Gegen elf Uhr wird es still im Dorf. Unser Nachbar Durawa geht los, um die Lage zu klären. Bald kommt er zurück mit der Nachricht: Es ist zu spät. Die Russen sind da! Am Dorfrand hat er von weitem drei Soldaten querfeldein rennen sehen. Es sind die letzten Deutschen. Auf seine Frage, was zu tun ist, geben sie ihm zur Antwort: „Um Gottes willen nicht mehr auf die Straße gehen. Ihr seid im Schussfeld der russischen Panzer. Die Russen schießen auf alles, was sich bewegt. Bleibt bloß, wo ihr seid. Wir haben die drei ersten Panzer abgeschossen. Aber gleich kommen die nächsten. Wir müssen weg.“ Und sie rennen, so schnell sie können. Damit ist unser Schicksal besiegelt. Bekannte Flüchtlinge, die noch am Morgen durchkamen und das Dorf in panischem Schrecken verließen, werden bis nach Dänemark kommen, denn bei Neustadt werden die Russen wieder tagelang aufgehalten.

Wir suchen uns eine Bleibe und finden sie in einem kleinen Häuschen, dicht an der großen Kirche. Die Bewohner sind geflüchtet oder sitzen irgendwo im Luftschutzkeller. Im großen Wohnzimmer ist der Tisch weiß gedeckt, und es stehen Kaffee und sogar Torte auf dem Tisch, alles unangerührt. Hier ist sicher eine Feier abgebrochen worden. Solche Herrlichkeiten haben wir lange nicht gesehen. Trotzdem rührt niemand etwas an. Keiner denkt jetzt mehr ans Essen. Wir versammeln uns in dem Wohnzimmer: die Großfamilie Durawa, Pelz und viele fremde Flüchtlinge, fast nur Frauen und Kinder. Die Männer sind in den Ställen bei den Pferden, um den Russen zu zeigen, dass sie nichts mit Militär und Krieg zu tun haben. Es wird so etwas wie eine letzte Abschiedsfeier von Deutschland und vielleicht vom Leben. Eine junge Frau redet fanatisch und ununterbrochen.

„Der Führer hat gesagt, wenn die Russen bis heute 12.00 Uhr Deutschland nicht verlassen haben, setzt er die Vergeltungswaffe ein.“ Durawa sagt, er solle sich beeilen, denn dafür hat er nur noch genau eineinhalb Stunden Zeit. Solche Prophezeiungen sind jetzt an der Tagesordnung. Die Menschen klammern sich an unglaublichen Dingen fest. Am verbreitetsten ist die Voraussage, dass nach der jetzigen Niederlage Deutschland nochmal ganz groß und stark wird. „Wenn die Kirschbäume blühen...“, heißt es. Die junge Frau spricht ununterbrochen weiter, aber niemand hört ihr mehr zu.

Es ist die gleiche Frau von Nippoglense, die Bütow verteidigen wollte. Frau Agnes Durawa spricht ein langes Gebet und beschwört den Heiland Jesus Christus, uns zu beschützen.

Mit meinem Bruder Ulli laufe ich nochmal durch das Dorf. Wir treffen zwei Jungen vom Treck, die einen Karabiner tragen und ihn dann in großer Eile über die Mauer an der Kirche werfen. Lady kommt uns entgegen und hält uns eine bunte Schachtel mit Süßigkeiten entgegen mit der Aufforderung: „Essen, Jungs, nochmal essen. Sowieso doch alle gleich tot!“ Es sind herrliche Pralinen, die wir noch nie zu sehen bekamen. Wir wundern uns, dass Lady von Tod spricht, eigentlich müsste er sich als Ostarbeiter doch freuen, befreit zu werden und wieder in seine Heimat zu seiner Mutter zu kommen. Seinen Vater hatten die Bolschewiken 1930 ermordet, als er sich weigerte, in die Kolchose einzutreten, und seine beiden Schwestern waren schon 15 Jahre irgendwo im Arbeitslager. Er weiß offensichtlich zu genau, was auf uns zukommt.

Tödliche Stille zieht ins Dorf. Stunden vergehen. Nichts regt sich mehr. Plötzlich, es ist kurz nach 15.00 Uhr, gallopiert zwei Reiter ins Dorf. Sie werden sofort von einer Gruppe Ostarbeiter umringt. Es wird lange und heftig diskutiert. Dann reißen die Kavalleristen ihre Pferde auf Kommando herum und im gestrecktem Galopp preschen sie davon. Es dauert keine Stunde, und das Dorf ist mit Russen überflutet. Trotz strengstem Verbot unserer Oma habe ich mich an das Fenster geschlichen und beobachte hinter der großen Gardine die Dorfstraße, die ich sehr weit einsehen kann. Rechts und links kommen Russen im Gänsemarsch die Straße aus der Richtung von Birkenhof. Unserem Haus gegenüber befindet sich ein großer Pferdestall. Ein Russe verschwindet im Stall und treibt gleich danach einen deutschen Mann vor sich her, der die Arme hoch erhoben hat und sich mit dem Gesicht an die Wand stellen muss. Der Russe tastet ihn nach Waffen ab, lässt ihn dann aber gehen. Der Mann verschwindet sofort wieder im Stall bei den Pferden. Unser Haus wird zunächst übergangen. Dann fliegt auch bei uns die Tür auf. Ein sehr junger Russe stürzt hastig herein, die Maschinenpistole in der rechten Hand, schaut sich kurz um und sagt wütend etwas zu den Ostarbeiterinnen. Ich höre angespannt zu, verstehe aber immer nur das Wort Piwo, das Bier heißt. Die ukrainischen Mädchen sind bestürzt. Sie wollen nichts sagen und haben den Russen angeblich nicht verstanden. Aber unsere Oma drängt auf die Übersetzung, was immer es auch sei, und schließlich kommen sie verschämt damit heraus: Der Russe kündigt an, er käme in genau 20 Minuten wieder und falls dann nicht 5 Flaschen Bier und ein Mädchen für ihn bereitstehen, würde er jemanden von uns erschießen. Ein klares Ultimatum der Sieger!

Aber keine Frau findet sich bereit und über Bier verfügen wir ohnehin nicht. Unsere Oma ist die Einzige, die nicht den Kopf verliert. Alle anderen sind bleich und gelähmt vor Todesangst. Sie glaubt natürlich, dass der Russe uns vergessen und woanders abgelenkt wird. Aber nach einer Stunde erscheint er doch wieder, schaut jede Frau an, greift sich ein junges Mädchen und zieht es mit sich fort. Das Bier hat er sich inzwischen woanders geholt. Er ist bereits stark angetrunken.

Bange Stunden vergehen. Wieder erscheinen Russen. Diesmals sind es mehrere ältere Offiziere, offensichtlich ein ganzer Stab. Sie richten sich im Nebenzimmer ein. Vorher müssen wir uns aufstellen und ein baumlanger Sergeant hält eine Ansprache an uns. Jemand von den Ukrainer-Mädchen dolmetscht, kommt aber bald nicht mehr zurecht. Das ist auch nicht nötig. Tonfall und Bewegung des Sergeanten zeigen uns, dass er uns beruhigen will. Er spricht leidenschaftlich und fast beschwörend. Zum Schluss holt er zwei Äpfel aus der Tasche und gewissermaßen als Zeichen des guten Willens überreicht er einen der kleinen Lieselotte Pelz, die vor ihm sitzt, und

einen mir, der ich auf der hintersten Reihe stehe. Eine Stimme ertönt, es ist wieder die junge fanatische Frau: „Nehmt den Kindern bloß die Äpfel weg, sie sind bestimmt vergiftet.“

Die Russen weisen uns an, die sechs Gänse zu schlachten, die sich im Hof befinden. Unsere Oma versucht Ihnen zu erklären, dass jetzt im März das Gänsefleisch nicht gut wäre. Es gäbe doch Besseres. Aber sie bestehen darauf, dass das Fleisch gekocht wird. Wir sind erstaunt, wie vertrauenselig die Russen sind. Ich schleiche mich immer wieder zur Tür und beobachtete sie. Sie sitzen mit ernsten Gesichtern bei einer Petroleumlampe am Tisch über Landkarten gebeugt. Ab und zu kommt ein Melder. Wir werden von niemanden belästigt und verbringen die erste Nacht unter den Russen ganz unbehelligt. Trotzdem schläft niemand. Alle liegen wir in vollständiger Kleidung und mit Stiefeln wach auf den Betten. Die ganze Nacht hindurch ist in der Ferne Krawall zu hören. Fensterscheiben klirren. Ab und zu fällt ein Schuss, manchmal ist ein Feuerstoß aus einer Maschinenpistole zu vernehmen, dazwischen gellende Aufschreie von Frauen und Mädchen, die uns erschüttern. Die russischen Stabsoffiziere achten nicht darauf. Sie scheinen daran gewöhnt zu sein. Unheimlich erscheint uns der Kontrast zwischen den ruhigen und freundlichen Offizieren und den düsteren Vorgängen draußen im Dorf. Wir können ihn uns nicht erklären.

Noch in der Nacht bildet sich unter uns so etwas wie ein Katastrophenrat, der aber eigentlich nur aus Herrn Durawa und unserer Oma besteht, die einzigen, die einen klaren Kopf behalten haben. Wir wollen uns offiziell unter den Schutz der Roten Armee stellen und sie bitten, uns so etwas wie einen Geleitbrief auszustellen, der uns schützen soll und mit dem wir unbehelligt nach Hause kommen wollen. Denn nach Hause wollen wir alle auf der Stelle; das heißt, mit einer Ausnahme: Die junge Frau Pelz will nicht zurück, sie hat eine unbestimmte furchtbare Angst vor zu Hause und sagt das immer wieder. Eine Vorahnung des Todes?

Am anderen Tag wird den russischen Offizieren unser Anliegen vorgebracht. Zu unserem Erstaunen sind sie freundlich zu uns und zeigen Verständnis, raten aber, nicht sofort auf die Straße zu gehen und abzuwarten. Die Straßen brauche man zum Vormarsch auf Gotenhafen und außerdem hätte man die Gegend nicht unter Kontrolle. Wir verstehen nicht, was sie damit meinen. Bald werden wir es erfahren. Dennoch erhalten wir auf unser Drängen die Erlaubnis und sogar den gewünschten Geleitbrief mit dem begehrten und entscheidenden Stempel.

Als alles geklärt ist, kommt Durawa mit der Nachricht: „Wir können nicht fahren, Lady, unser wichtigster Mann, weigert sich. Er will nicht zurück. Er hat Angst.“ Alle Ostarbeiter sind in der Scheune versammelt. Der Alkohol fließt in Strömen. Mutti sagt: „Das ist nicht möglich. Da muss ich sofort hin, mit ihm selbst sprechen.“ „Du bist wahnsinnig“, sagt Durawa. „Eine deutsche Frau unter betrunkenen Russen!“ Aber Mutter lässt sich nicht abhalten und läuft los. Ich renne hinterher. In der Scheune liegen 15-20 Ostarbeiter auf Stroh, darunter auch Lady. Halbgeleerte Flaschen Schnaps und Bier stehen überall herum. Als Mutti in der Tür erscheint, erheben sich alle Ostarbeiter wie auf Kommando, gewissermaßen als eine letzte Ehrenbezeugung einer deutschen Frau gegenüber. Mutti fragt Lady: „Wollen wir nicht nach Hause?“ „Ja, ja, Chefina, nach Hause. Ich komme sofort“, ist die sofortige Reaktion.

Gegen Mittag, noch vor 11 Uhr, ziehen wir los. Wieder nach Hause! Dieses Bewusstsein überdeckt alle Schrecken. Das Dorf ist voll von durchziehenden russischen Kolonnen. Plötzlich tauchen wieder Tiefflieger auf. Alle verkriechen sich unter die Treckwagen. Ich bleibe stehen und rufe. „Das sind doch deutsche.“ Deutlich erkenne ich die Balkenkreuze und sogar die Köpfe der Piloten. Kein Schuss fällt, auch nicht von russischer Seite.

Vor dem Dorf brennen immer noch die drei russischen Panzer, die unsere letzten Soldaten gestern abgeschossen hatten. Kleine blaue, züngelnde Flammen bedecken die Panzerplatten. Ich staune, dass Eisen brennt und glaube es lange.

Wir fahren mit unserem kleinen Treck in vorher genau festgelegter Formation: Zuerst das Fuhrwerk von Durawa, der fließend kaschubisch spricht, das die Russen als polnisch ansehen und sogar noch besser verstehen, dann der kleine Wagen von Pelz mit den Alten und kleinen Kindern und schließlich unser Wagen, der von Lady gelenkt wird. Die Frauen und Mädchen sind im Wageninneren unter den Betten versteckt. So gelingt es, aufdringliche Russen abzuweisen und durchzukommen.

Im brennenden Lauenburg

Auf halbem Wege nach Lauenburg stoppt unser kleiner Treck. Eine ältere Frau kommt uns entgegen. Sie läuft im Schnee auf Strümpfen und sieht überhaupt entsetzlich aus, mit zerzausten Haar und zerrissenen Kleidern. „Leute, fahrt nicht nach Lauenburg rein“, beschwört sie uns. „Die Russen haben meinen Mann erschossen und die Frauen vergewaltigt. Ich bin weggelaufen. Dort ist die Hölle, alles brennt. Ihr werdet alle umgebracht!“ Wir fahren trotzdem weiter und wissen, es geht jetzt in den Tod. Weitere einzelne Flüchtlinge kommen zu Fuß mit ähnlichen Schreckensmeldungen. Immer wieder fällt ein Wort, das ich nicht verstehe: Vergewaltigung. Dann kommen wir über die Anhöhe, von der Lauenburg im Tal zu sehen ist. Vor uns ein schauriges Bild! Über Lauenburg breitet sich ein einziges Flammenmeer aus. Es ist der 11. März 1945, der Schicksalstag dieser Stadt. Rechts über Lauenburg qualmen tiefe schwarze Rauchwolken, die von Ölbränden herrühren, in der Mitte lodern helle offene Flammen zum Himmel. Nur ganz links ist der Himmel noch frei. Jemand sagt: „Die Tanklager brennen.“ Wir haben keine andere Wahl, wir müssen mitten durch die lichterloh brennende Stadt. Überall liegen Leichen und Kadaver von Pferden und verbreiten einen abscheulichen Gestank.

In der Innenstadt werden wir angehalten und rückwärts in den Hof eines größeren Verwaltungsgebäudes abgedrängt. Die Ostarbeiter werden zur Vernehmung geholt. Ihre Aussagen entscheiden über unser Leben oder Tod. So warten wir auf das Todesurteil.

Ich sitze hinten im Wagen und schaue durch einen Spalt durch die Plane. Fünf Tote sehe ich im Hof liegen, dicht beieinander, aber mein Blickfeld ist nicht allzu groß. Es sind die ersten Toten, die ich so nahe sehe, Männer in Zivil im mittleren Alter. Die Stiefel hat man ihnen ausgezogen. Es sieht aus, als ob sie nur schlafen. Auf der Hauptstraße ziehen ununterbrochen Kolonnen von nagelneuen Lastkraftwagen, vollbesetzt mit wohlgenährten Rotarmisten, und unendliche Reihen von schweren

Geschützen vorbei. Unter den Russen auf den LKWs ist oftmals eine Frau zu sehen oder ein Mädchen, nicht älter als 14 oder 15 Jahre.

Ein total betrunkenener Russe kommt an unseren Wagen. Er fuchtelt mit einem großen Revolver herum und setzt ihn meinem kleinen dreijährigen Bruder an die Schläfe, den meine Mutter vor sich auf dem Schoß hält. Alles erstarrt vor Entsetzen. Nur mein Bruder schaut den Russen freundlich an, mit interessiertem und erstauntem Blick. Ich sehe, dass der Revolver eine alte deutsche Waffe aus dem letzten Krieg ist, die gleiche, mit der Reinhold Basowski, unser Nachbarjunge, und ich so oft heimlich geschossen haben. Der Revolver ist durchgeladen und entschert. Die Hand des Betrunkenen zittert stark. Ich rücke aus dem Wageninneren nach vorn neben den Russen, fest entschlossen, den Revolver zu ergreifen, wenn er meinen Bruder tötet und ihn auf den Mörder zu richten. Wie oft haben Reinhold und ich geübt, uns gegenseitig die Waffe aus der Hand zu schlagen. Ich kenne jeden Kniff. Und der Russe ist betrunken. Wozu war ich schließlich Jungvolk-Junge und habe gelernt, auf den Feind zu schießen? Da kracht ein Schuss im Nebenhaus. Im oberen Stockwerk wird ein Fenster aufgerissen, und eine Stimme überschlägt sich und brüllt einen russischen Vornamen, Stepan oder so ähnlich. Der Russe zuckt zusammen, reißt den Revolver hoch und stürzt davon. Niemand von uns kann später sagen, wie lange wir in Lauenburg vor dem Revolver des schwerbetrunkenen Russen waren, wie lange das Entsetzen in dem Hof gedauert hat. Waren es zwanzig Minuten, eine Stunde, drei Stunden? So nahe an der Schwelle der Ewigkeit verlöscht jedes Zeitgefühl.

Im Vorort von Lauenburg in Richtung Bütow werden die Ostarbeiter erneut vernommen. Die Männer werden aussortiert, erhalten ein altes Gewehr in die Hand gedrückt und werden sofort in die Rote Armee eingegliedert, ganz gleich, ob sie militärisch ausgebildet sind oder nicht. Wie uns Warka später als Augenzeugin berichtet, erklärt Lady den Russen, dass er auch gehen wolle, aber zuerst müsse er die deutschen Kinder nach Hause fahren. Lady kommt gerannt, greift sein Bündel Sachen, das immer griffbereit auf dem Kutscherplatz liegt, und ruft: „Ich muss weg. Sie sind hinter mir her...“

Minuten später stürzen zwei Russen mit Maschinenpistolen im Anschlag zu unserem Wagen und fragen, wo er ist. Oma zeigt in eine Richtung. Ein Feuerstoß aus der Maschinenpistole der Russen, der kurz danach jäh abbricht. Lady ist tot!

Der Weg zurück

Auf der Strecke nach Bütow ist die enge Straße total vereist. Unsere Pferde rutschen aus, der Wagen kommt ins Schleudern und bleibt quer über der Fahrbahn stehen. Wir versuchen, den Wagen an den hinteren Rädern auf dem Eis herumzusetzen, aber ganz vergeblich. Er ist zu schwer. Von vorn kommt eine russische Panzerkolonne mit geschlossenen Luken in schneller Fahrt. Sie ist also auf dem Weg zur Front und erwartet Feindberührung, denn sonst müssten die Luken wegen der notwendigen Sauerstoffzufuhr offen sein. Wir denken, jetzt walzen sie uns nieder. Wie oft haben wir das schon gehört. Die Kolonne stoppt jedoch und wartet. Wir bemühen uns weiter, den Treckwagen zu bewegen, aber erfolglos. Nach einer Weile geht im dritten Panzer, dem Panzer des Kommandeurs, die Luke hoch,

ebenso im ersten. Der Soldat aus dem dritten Panzer brüllt die Leute im ersten an, was los wäre. Sie zeigen auf uns Kinder. Zwei junge Russen springen aus dem Kommandeur-Panzer, laufen zu unserem Wagen, jeder fasst ein Hinterrad, und so setzen sie unseren schweren Treckwagen zur Seite. Ehe wir uns von unserem Schrecken und Erstaunen erholen, sind die Burschen schon wieder im Panzer, die Luken gehen zu, und ab geht die Fahrt, ihre und unsere. - Das hat es auch gegeben! Die Russen hätten uns einfach rammen können, dann wären sie auch durchgekommen. Für mich sind das die eigentlichen Helden. Leider sieht man immer nur die schwarze Seite.

Kurz nach Lauenburg spannen die Russen uns die Pferde aus. Sie haben es vorher schon mehrmals versucht, aber unser Brauner bäumt sich sofort auf, wiehert furchterregend und schlägt wild aus, sobald sich ihm ein Fremder nähert. Wir haben immer großen Ärger mit dem Pferd gehabt, doch jetzt ist sein Verhalten unser Glück. Die Russen fluchen und ziehen ab. Dann aber zieht ein Russe seinen blanken Säbel und schlägt brutal auf das Pferd ein, bis es blutüberströmt zusammenbricht. Damit scheint für uns alles aus zu sein. Wir staunen aber, als die Russen uns zwei Ersatzpferde bringen, kleine, ganz verhungerte Pferdchen. Jemand sagt, dass das litauische Pferde sind. Wir denken, wir kommen mit diesen verhungerten und total erschöpften Tieren keine zehn Meter weit, aber sie ziehen willig und tapfer den für sie viel zu großen Wagen. Wir füttern sie ständig mit allem, was wir noch haben und versuchen, sie zu schonen, wo es geht. So kommen sie wieder zu Kräften.

Die Strecke zurück wird ausschließlich von Josef Durawa und unserer Oma bestimmt, die jeden Weg kennen. Unser Prinzip ist, Hauptstrecken so weit wie möglich zu meiden und möglichst Nebenstraßen zu befahren. Die nächste Nacht verbringen wir zum ersten Mal ungeschützt auf der Dorfstraße in Zewitz. Auf unserem Wagen befinden sich plötzlich ganz fremde Menschen, darunter eine alte geistesverwirrte Frau, die zu Fuß nach Bütow unterwegs ist. Jeder will in der kalten Märznacht irgendwo ein warmes Plätzchen ergatten. Was sonst noch passiert, ist nicht zu beschreiben.

Schon in Bresin kommt das Gerede auf, die Russen würden auf jeden Treckwagen schießen, der keine weiße Fahne zeigt. Handtücher und Bettlaken müssen her und werden eiligst zerschnitten. Unsere Oma hält das für unsinnig und unternimmt nichts. Weiße Fahnen sind schließlich etwas für das Militär, wir sind aber Zivilisten, haben nicht gekämpft und brauchen uns auch nicht ergeben. Wir sind tatsächlich der einzige Wagen im Treck, der auffälligerweise keine weiße Fahne zeigt. Niemand kümmert das. Unterwegs fragt dann aber doch ein Russe ganz naiv, warum wir keine Fahne hätten. Oma winkt ab... Nje nado... Er lässt sich aber nicht abweisen. Ein junger Leutnant, der erstaunlich gut Deutsch spricht, mischt sich ein. Es kommt zum ersten Mal zu einem Gespräch mit einem russischen Offizier über den Krieg. Uns interessiert vor allem eine Frage: Wann ist dieser Krieg zu Ende? Der Leutnant sagt: „Wir hoffen, dass wir Deutschland vor Eintritt des nächsten Winters besiegt haben.“ Wir sind entsetzt. Oma ruft: „Aber wir sind jetzt doch schon besiegt und haben verloren.“ Der Russe schüttelt den Kopf. „Wir treffen überall auf erbitterten Widerstand, aber vor allem, was wir niemals erwartet haben, auf riesige Vorräte an Lebensmitteln. Damit kann Deutschland noch eine Weile Krieg führen. Bei uns in Russland herrscht schon lange Hungersnot.“ Zum Schluss betont der Russe: „Nach diesem Krieg wird es keinen weiteren Krieg mehr geben!“ Unsere Oma ist erstaunt,

hat sie doch immer wieder die Ansicht vertreten: Kriege waren, sind und bleiben! „Warum glauben Sie das, Herr Offizier?“, will sie wissen. Der Russe zeigt auf mich. Ich stehe ein paar Meter abseits und bin dabei, mir eine verstümmelte Leiche am Straßenrand genauer anzusehen. „Weil diesmal selbst Kinder den Krieg gesehen und miterlebt haben. Das hat es bisher noch nie gegeben. Wer diesen Krieg als Kind erlebt hat, wird nie wieder in einen Krieg ziehen!“ - „Da können Sie Recht haben, Herr Offizier“, meint meine Oma nachdenklich.

Vor Großrakitt treffen wir mit zwei Treckwagen zusammen, die von jeweils einem Mann allein gelenkt werden. Sie kommen von Danzig. Ihre Familien sind mit Schiffen abtransportiert worden, aber nur die Frauen und Kinder, und sie mussten zurückbleiben. Jetzt versuchen sie, die Gespanne wieder nach Hause nach Westpreußen zurückzubringen. Alle haben jetzt nur ein Ziel: Nach Hause! Nach Hause! Wir wundern uns, dass diese Männer mit den vollbeladenen Wagen durchkommen. Wir bitten sie, die nächste Nacht gemeinsam mit uns zu verbringen. Die Männer bestehen aber darauf, dass wir tief in den Wald hineinfahren, weit weg von der Hauptstraße. Wir fahren kilometerweit über Waldwege, bis wir auf eine Lichtung inmitten hoher düsterer Tannen treffen. Dort werden unsere fünf Wagen im Karree aufgestellt und bilden eine Wagenburg. Aus Feldsteinen errichten die Männer fachmännisch einen Herd und machen Feuer. Jeder gibt einige besondere Lebensmittel zum Abendbrot. Alle haben noch reichlich Vorräte und so wird es ein wirklich großartiges Abendmahl innerhalb unserer kleinen Schicksalsgemeinschaft, wie wir es auf der ganzen Flucht noch nicht hatten. Fast vergessen wir, dass wir im Krieg und unter russischer Besatzung sind. Die Nacht verläuft ganz ruhig. Niemand traut sich hierher in den tiefen dunklen Wald hinein. Am nächsten Morgen haben es die Westpreußen sehr eilig. Sie ziehen ganz früh weiter. Wir bleiben noch bis gegen Mittag im Wald.

Es ist Nebel aufgezogen, und wir haben sehr schlechte Sicht. In der Ferne ist Lärm zu hören, Pferde wiehern, Rufe ertönen und Peitschen knallen. Eine Viehherde scheint abgetrieben zu werden. Oma sagt: „Nun treiben sie doch unser Vieh weg.“ Als wir näher herankommen, sehen wir, dass es deutsche Zivilisten sind, die von berittenen Russen durch den Wald getrieben werden. Die Russen schlagen mit Peitschen auf die Männer ein, die ihr Bündel über den Kopf halten. Oma ruft, ob Leute aus Bütow oder Großtuchen dabei sind. Aber sie erhält keine Antwort.

Dann erreichen wir endlich den Jassener See und das Dorf Jassen und damit sind wir in unserem Heimatkreis Bütow angekommen und fühlen uns schon fast wie zu Hause. Wir fahren durch das unzerstörte Dorf, in dem aber kein einziges lebendiges Wesen zu sehen ist.

Vor Kleinpomeiske stecken wir wiederum mit unserem großen Wagen tief im Schlamm und kommen nicht vorwärts und auch nicht zurück. Alle müssen zupacken, aber der Wagen ist nicht von der Stelle zu bewegen.

Von Bütow her kommt uns eine Gruppe Männer entgegen, die an der Kleidung ein blau-weiß-rotes Emblem haben. Der Anführer schwenkt eine ebensolche Fahne. „Es ist die Tricolore, das sind Franzosen“, erklärt uns Oma, die einfach alles weiß.

Wir sind erleichtert, dass es ehemalige französische Kriegsgefangene sind, die die Russen befreit haben, denn Franzosen sehen wir schon lange nicht mehr als Feinde an. Oma wagt es daher auch, den Anführer, einen riesig Mann, zu bitten, uns zu helfen. In tadellosem Deutsch brüllt er zu uns herüber: „Das könnte euch so passen. Verrecken sollt ihr Deutschen alle!“ Die anderen Franzosen machen aber einen freundlichen Eindruck, trotzdem helfen sie den deutschen Frauen und Kindern nicht. Wahrscheinlich sind sie eingeschüchtert und haben Angst vor ihrem fanatischen Wortführer.

In Pomeiske treten zum ersten Mal Polen auf. Sie tragen eine Uniform mit einer eigenartigen viereckigen Mütze, der Konfederatka, die ich noch nie gesehen habe. Es ist eine Kontrolle der polnischen Miliz. Durawas dürfen weiter fahren, weil sie sich als Kaschuben ausgeben, was alle immer leicht überzeugt, denn sie sprechen die kaschubische Sprache fließend. Wir werden auf einen abgesperrten kleinen Platz geleitet. Die Polen durchsuchen unsere Wagen lange und gründlich, rühren aber nichts an, obwohl wir noch Wertsachen und auf jeden Fall reichlich Lebensmittel bei uns haben. Sogar ein Sack mit Zucker, ein ganzer Zentner, befindet sich auf unserem Wagen. Unsere Oma bietet den Polen von unseren Schinken, Dauerwürsten und Zucker an. Sie sollen sich nehmen, was sie brauchen. Wir hätten noch genug. Es reicht für alle. Aber die polnischen Offiziere schütteln nur den Kopf. Nein, sie wollen uns nichts wegnehmen. Und mit einer Handbewegung auf uns Kinder sagen sie: „Sie werden das alles noch dringend selbst brauchen!“ Auf dem eingezäunten Platz müssen wir die Nacht verbringen. Das schützt uns aber vor den Russen. Wahrscheinlich haben die Polen uns deswegen auch in der Nacht festgehalten. Zum dritten Mal verbringen wir eine ganz ruhige Nacht. Früh morgens geht Oma zum Wachhäuschen und fragt, ob wir weiter fahren können. Wortlos geben die Polen den Weg frei.

Wir sind jetzt bloß noch mit der Familie Pelz zusammen. Die beiden Wagen werden von den Ukrainer-Mädchen gelenkt. Unsere Oma gibt die Fahrtroute an und ist streng darauf bedacht, die Stadt Bütow zu umgehen. Nach unserer Erfahrung vom 11. März im brennenden Lauenburg wollen wir auf keinen Fall durch Bütow fahren.

Wir glauben, dort wäre es ebenso schlimm. Das erweist sich aber als ein folgenschwerer Irrtum. Bütow ist an diesem Tag völlig russenfrei. Kaum jemand ist in der Stadt. Wir wären ganze zwei Tage früher zu Hause gewesen, wären wir auf der Hauptstraße geblieben. Oma führt uns über abgelegene Feldwege. Sie kennt hier jeden Waldweg, da sie aus Gustkow stammt. Manchmal geht es auch einfach nur über Felder, da Wege nicht mehr zu erkennen sind. Wir fahren von Großpomeiske über den Feldweg nach Gustkow, am Wald Richtung Dampen entlang, dann wieder über einen Feldweg nach Gramenz und durch den Borntuchener Forst kommen wir nach Damerkow. Eines hat sie aber nicht berücksichtigt, und das wird uns fast zum Verhängnis: Nach dem vielen Schnee setzt gerade Tauwetter ein, die Wege sind total verschlammt und durch Panzerraupe und schwere Militärfahrzeuge aufgewühlt, denn genau diese Gegend war erst vor 8 Tagen der Bereitstellungsraum der Russen für den Angriff auf Bütow gewesen. Unsere schwachen Pferde schaffen es nicht, unseren schweren Wagen durch die Schlammfüßen zu ziehen. Manchmal brauchen wir stundenlang, um von der Stelle

zu kommen. Auf den einzelnen Gehöften und in Gramenz treffen wir keine Menschseele an, nur ab und zu ist eine total verstümmelte Leiche zu sehen. In Damerkow am Bahnwärterhäuschen taucht plötzlich ein Russe mit einem langen Gewehr auf. Er durchsucht Pelzens kleinen Wagen sehr sorgfältig, eine ganze Stunde lang, nimmt aber nichts weg. In unseren großen Treckwagen schaut er überhaupt nicht hinein.

Über verschlammte Feldwege geht es weiter. Kurz vor Tangen treffen wir in einem Hohlweg auf ein seltsames Gespann, das von zwei lahmen Ochsen gezogen wird. Es gehört Fleischer Möller aus Großtuchen. Mein Klassenkamerad Sigi ist auch dabei. Alle sind aber sehr niedergeschlagen. Kaum ein Wort ist von ihnen herauszubekommen. Nur mühselig erhalten wir Antwort auf unsere Fragen. Sie sagen uns nicht einmal, dass sich auch unser Postmeister Kolberg mit seiner Frau und den beiden Mädchen, Brigitte und Margot, auf dem Wagen befinden. Da unsere kleinen erschöpften litauischen Pferde mit den starken Ochsen nicht mithalten können, verlieren wir uns aber bald wieder.

Vor Abend kommen wir in Tangen an. Mitten im Dorf treffen wir eine alte Frau mit 6 oder 8 Kindern an. Russen sind nicht im Dorf. Wir beschließen daher, die Nacht hier zu verbringen. Auf unsere Frage, wo die Mütter der Kinder sind, erhalten wir ausweichende, nichtssagende Antworten. Wir erfahren, dass am Vormittag die Männer abgeholt wurden. Sie durften nochmals kurz nach Hause gehen, um sich von ihren Familien zu verabschieden. Sie sollen nach Sibirien kommen, hat man ihnen gesagt.

Also stimmt es doch, was man immer von den Russen erzählt hat! Uns droht Sibirien.

In der großen Küche stehen riesige Töpfe mit Fleisch. Unsere Oma achtet darauf, dass das Fleisch gebraten wird, ehe wir es essen und dass wir kein Wasser trinken. Ich tue es trotzdem heimlich. Der Durst ist zu groß. Wir haben ein großartiges Abendessen, wie bei einem Schlachtfest. Ein paar Wochen später erfahren wir durch Zufall, dass die alte Frau mit allen Kindern durch Typhus umgekommen ist, kurz nachdem wir dort waren. Das Fleisch und Wasser war mit Typhusbazillen verseucht. Tage- und nächtelang quäle ich mich mit schwerem Durchfall herum, überstehe aber die Infektion.

Am nächsten Tag gegen Mittag ziehen wir weiter. Wir fahren aber nicht über Kleintuchen, da wir glauben, die Eisenbahnbrücke vor Großtuchen ist gesprengt, und wir kommen mit unseren Wagen nicht ins Dorf hinein. Am Langen See stecken wir wieder fest. Nach Stunden erreichen wir endlich die Hauptstraße Bütow-Rummelsburg. Auf der trockenen Asphaltstraße rollt unser Wagen mit Leichtigkeit dahin. Endlich haben wir es geschafft. Großtuchen liegt vor uns. Wir holen einen Zivilisten ein, der mitten auf der Straße einen hochbeladenen Handwagen zieht. Oma lässt anhalten und fragt, ob er mitfahren möchte. Wir können ihn bis Großtuchen mitnehmen, und er kann seinen Handwagen an unseren Wagen ankoppeln. Es ist ein Pole aus der Gegend von Borzyskowo, mehr ist aber nicht herauszubekommen. Der Pole lallt etwas Unverständliches und schwenkt eine halbleere Flasche Korn. Wir nehmen das als Einverständnis, befestigen seinen Handwagen an unseren Treckwagen, und weiter geht die Fahrt. Kaum hat sich unser Gast auf dem

Kutschersitz bequem gemacht, schubst er Warka fort, ergreift Leine und Peitsche und erklärt, Wagen und Pferde gehören jetzt ihm, und wir sollten verschwinden. Und er schlägt wie verrückt auf die schwachen Pferde ein, die ohnehin ihr Letztes hergeben. „So haben wir nicht gewettet, Freundchen“, meint unsere Oma und winkt mir heimlich zu, ich solle den Handwagen abkoppeln. Ich habe aber Angst, der Pole könnte eine Waffe haben und schießen. Da löst meine Oma selbst das Seil, mit dem das Handwägelchen an unseren großen Wagen festgebunden ist, wartet noch eine Weile und tippt dem Polen dann auf die Schulter, er solle sich mal umsehen. In der Ferne ist sein abgekoppeltes Wägelchen mitten auf der Straße zu sehen! Wie ein Blitz schnellt der Pole hoch, lässt Peitsche und Leine fallen, springt vom Wagen und rennt zurück. Sein Handwagen muss ihm doch wertvoller sein, als unser ganzer Treckwagen.

Sofort nimmt Oma die Peitsche in die Hand und treibt unsere Pferde an. Wir haben Glück, die Straße geht jetzt bergab und die Pferde traben los. Von weitem sehe ich unseren Polen mit erhobenen Fäusten herumfuchteln. Er hat unsere List erkannt, aber zu spät. Wieder einmal hat unsere Oma einen ernsten Zwischenfall mutig und resolut bewältigt.

Als erste Rückkehrer in Großtuchen

Dann fahren wir in Großtuchen ein. Es ist ein überwältigender Augenblick, nach Hause zu kommen. Alle Strapazen der Flucht sind fast vergessen. Wir staunen, dass alle Gebäude und Häuser noch stehen. Wir hatten ein völlig zerstörtes Dorf erwartet. Nur in der Nähe des Knitterschen Grundstücks liegt an der Straße das große Wrack eines russischen Kampfflugzeuges als stummer Zeuge erbitterter Kämpfe. Ich möchte es mir gern näher ansehen, aber meine Oma verbietet es mir streng.

Nach unseren verhängnisvollen Erfahrungen mit den aufgeweichten Schlammwegen vor Bütow entschließen wir uns, doch lieber durchs Dorf zu fahren und auf der festen Asphaltstraße zu bleiben, als den kürzeren Feldweg zu nehmen, der am Wohrländer See entlang und am Grundstück von Kautz vorbei zur Obermühle führt. Außerdem befürchten wir, wir könnten auf Blindgänger oder Minen treffen, da die Zufahrtswege zum Dorf sicher vermint wurden. Vor der Kamenzbrücke an der Apotheke lässt unsere Oma uns vom Wagen steigen und einzeln in großem Abstand im Gänsemarsch über die Brücke gehen. Wieder denkt sie an alles. „Ist etwas vermint, dann ist es die Brücke. Wenn wir die ersten sind, die mit dem großen Wagen ins Dorf kommen, trifft es uns“, meint unsere Oma. Nichts Verdächtiges ist jedoch zu bemerken. Wir kommen sicher hinüber und sind die ersten, die so über die Brücke mit vollbeladenem Treckwagen in Großtuchen einfahren. Alle anderen Großtuchner kommen mit weniger Sachen, die meisten Monate später bettelarm und zu Fuß zurück.

Drei Tage später wird an dieser Stelle ein russisches Fuhrwerk auf eine schwere deutsche Panzermine fahren und in die Luft fliegen. Die Pferde und ein Russe kommen dabei um. Die ersten Deutschen im Dorf, die schon zurück sind, werden zusammengeholt und sollen in der Nacht dafür als Rache erschossen werden,

darunter auch die Familie Kolberg. Herr Kolberg sagt nur noch: „Wenn sie uns erschießen, dann die Kinder zuerst!“

Der Pole Jan Kraszewski, den wir aus unerklärlichen Gründen einfach Conny nennen und der schon seit 1939 im Dorf beim Gastwirt Deubel arbeitet, und jetzt in der russischen Kommandantur angestellt ist, wendet alles auf, um den Russen zu beweisen, dass „seine Deutschen“ das nicht gewesen sein können. So kommen sie wieder frei.

Warum die deutsche Panzermine auf den federleichten „Panjewagen“ ansprach, nicht aber auf unsere beiden schwerbeladenen Treckwagen, bleibt ewig ein Rätsel der Sprengtechnik. Nicht aber für unsere Oma. „Gott hat uns behütet“, sagt sie.

Aufmerksam betrachten wir jedes Haus im Dorf, an dem wir vorbeifahren, links die Molkerei, Möllers Fleischerei, rechts das Pfarrhaus von Pecker. Alle Gebäude haben zahlreiche Einschüsse, vor den Türen liegen Haufen von Schutt, Gerümpel und zerschlagene Möbel. Hier muss es zu heftigen Gefechten gekommen sein. An der Kreuzung bei Schivelbein halten wir kurz. Oma schickt mich zur Schule vor, um zu erkunden, ob irgendwo schon Menschen da sind. Vor der Schule sehe ich im Halbdunkeln von weitem zehn oder zwölf Leichen in Wehrmachtsuniformen. Obwohl sie stark verstümmelt sind, kann man die Verbände noch erkennen, und Blutlachen gibt es nicht. Es sind hier also Verwundete nicht erschossen, sondern erschlagen worden. Da renne ich mit Entsetzen zurück. Von meiner grausigen Entdeckung berichte ich nichts. Sie werden es schon selbst sehen.

Vor dem Haus von Dr. Harthun liegt ein riesiger Haufen Hausrat. Ich suche nach Büchern, finde aber nur einen Taschenkalender von 1938, in Leder gebunden, mit dickem Anhang, den ich mir mitnehme. Es kommt zu einem großem Streit mit meiner Oma. Sie behauptet, das wäre Diebstahl. Die Sachen gehören mir nicht, ich könnte mir nicht einfach anderer Leute Besitz aneignen. Ich vertrete verbissen die Auffassung, dass es besser sei, ich nehme sie mir, als die Russen, oder sie verkommen auf der Straße. Außerdem betrachte ich die Sachen als eine Art herrenloses Strandgut. Wir können unseren Streit nie klären. Das kleine dicke Taschenbüchlein mit Kalender und Tagebuch wird mir jedenfalls jahrelang täglicher Begleiter sein und ist das einzige gedruckte deutsche Wort in der Zeit meiner späteren Zwangsarbeit und noch lange danach in verschiedenen Lagern, als ich fast drei Jahre lang keinerlei Schulunterricht habe.

Auf dem Haus von Bäcker Borchardt raucht der Schornstein. Endlich ein Zeichen von Menschen. Wir halten an. Dann fürchten wir aber, es könnten Russen sein. Nach langer Beratung wird Warka beauftragt, die Lage zu erkunden. Sie kommt ewig nicht wieder. Ich nutze die Zeit und schaue mir die Umgebung an. Das Kriegerdenkmal, auf dem der Name meines Großvaters, der auch mein Name ist, zu lesen ist, steht noch, nur der preußische Adler ist abgeschossen und liegt 5 m weiter entfernt. Dann taucht Warka endlich auf. Unter jedem Arm hält sie ein frisches noch dampfendes Brot. Borchardt ist gerade von der Flucht zurück und backt für die Russen und verteilt Brot. Wir erfahren, dass wir zu den Ersten gehören, die zurückgekommen sind, dass die Russen im Postgebäude ihre Kommandantur eingerichtet haben und zu unserem großen Erstauen auch die Polen im Haus neben

dem Bäcker Dombrowa eine Kommandantur haben. Viel mehr weiß er auch noch nicht.

Berliner geben sich als Polen aus

Gleich hinter der evangelischen Kirche im Haus des Fleischbeschauers Lahr bemerken wir wieder einen rauchenden Schornstein. Diesmal haben wir keine Angst. Oma geht selbst hinein und nimmt mich mit. In der kleinen Küche hantiert eine junge Frau. „Gostomskis Stefanie“, ruft meine Oma erstaunt. „Was macht ihr Berliner denn noch hier?“ Die Familie Sabisch gehört zu den zahlreichen Bombenflüchtlingen, die wir im vorigen Jahr in Großtuchen hatten.

Die Begrüßung ist aber kühl. Die Frau erklärt uns, dass sie jetzt Polen seien und mit Deutschen möglichst nichts zu tun haben möchten. Sie haben sich hier ein Grundstück genommen und werden Landwirtschaft betreiben. Uns bleibt die Sprache weg. „Aber ihr könnt euch doch nicht einfach den Besitz anderer Leute aneignen“, ruft Oma. Wenn die Besitzer wiederkommen, sollen sie wohl bei euch arbeiten? Und als Katholiken seid ihr noch lange keine Polen! Ihr Berliner habt doch von Landwirtschaft gar keine Ahnung!“ Dass sich die Berliner wieder mal so überheblich benehmen, empört meine Oma maßlos. Im Herbst, als die Russen in Ostpreußen eindringen und wir ernstlich mit den Vorbereitungen zu einer Flucht begannen, hatten die Evakuierten aus Berlin, darunter auch die Schwägerin meiner Oma, Lenchen Dobersalski als deren Wortführer, Großtuchen überstürzt mit der Begründung verlassen: In der Nähe unseres Führers ist es doch am sichersten! Entrüstet gehen wir ohne Gruß fort. Hier haben wir nichts zu suchen. Oma sagt noch wütend: „Das werden die Russen niemals zulassen!“ und schlägt die Tür zu. Vier Wochen später erfahren wir, dass die russische Kommandantur hier hart zugemauert hat. Eine bestimmte Schadensfreude kommt bei uns auf. Schon Anfang September, als in Großtuchen noch niemand daran denkt fortzugehen, ziehen die Berliner in ihre zerstörte Stadt zurück. Ihr Polen- und Landwirtschafts-Projekt ist total gescheitert.

Ein Deutscher als russischer Hilfspolizist

Als wir an die Straße nach Neuhütten kommen, sehen wir das erste abgebrannte Haus in Großtuchen. Es ist ein Haus von Gustav Kramp, in dem auch unsere Oma ihre Wohnung hatte. Auch dieses Unglück nimmt sie wie immer mit Gleichmut auf. Aus dem nächsten Haus, dem Grundstück von Gustav Kramp, hängt aus dem Bodenfenster eine polnische weißrote Fahne.

Hinter dem ehemaligen Meyerschen Gut kommt uns auf der Teerstraße ein Zivilist entgegen, ein älterer Mann. Er trägt eine rote Armbinde. „Das ist doch Josef“, ruft unsere Oma erfreut. Tatsächlich, es ist Josef Gierschewski, unser Nachbar von der Obermühle. Auch er freut sich sichtlich. Stolz erzählt er, dass die Russen ihn schon zum Hilfspolizisten für Großtuchen ernannt haben. Jetzt sucht er sich eine Wohnung im Dorf, denn sein Haus auf der Obermühle ist auch abgebrannt. Er will sich die Wohnung des Polizisten Anklam nehmen, denn das wäre ja jetzt die Dienstwohnung,

die seiner Stellung entspricht. Wir finden das durchaus in Ordnung, zumal er beteuert, er möchte niemanden die Wohnung wegnehmen. Er gibt einen langen Bericht, über seine Flucht in die Wälder bei Lindenbusch, dass er von SS und Russen gleichermaßen gut behandelt wurde, und was in Großtuchen los ist. Wir erfahren, dass Barskes Obermühle total zerstört ist und auch die umliegenden Häuser abgebrannt sind. Überall liegen Leichen und totes Vieh. Aber alle 4 Abbauten auf der Obermühle stehen noch. Wir sollten nicht erschrecken, auf unserem Dachboden liege ein toter Russe. Wir sind Josef dankbar für alle Informationen, und dass er sich schon überall umgesehen hat. Außerdem sind wir froh, dass ein Deutscher im Dorf Polizist ist. Dann kann es wohl so schlimm nicht werden. Und unsere Oma sagt: „Josef, dann weißt du ja, was du zu tun hast. Denke daran, dass die Russen mal abziehen werden und du doch weiter unter uns leben willst!“ Josef verspricht es. Auch später erinnert unsere Oma ihn immer wieder an sein Versprechen. Einmal sagt er aber, er könne nicht für alles verantwortlich gemacht werden.

Vor kurzem hätte man einen jungen Burschen in Zivil aufgegriffen, der bei sich eine Bescheinigung hatte, dass er als Angehöriger der Waffen-SS berechtigt wäre, auch in Zivil Waffen zu tragen. „Wenn die so dämlich sind, kann ich auch nichts mehr machen“, schimpft er.

Wieder zu Hause auf der Obermühle

Dann kommen wir zu Obermühle. Es sieht wirklich entsetzlich aus. Barskes große Mühle ist ein einziger Trümmerhaufen, der immer noch von den Bränden schwelt. Vom alt-ehrwürdigen Wohnhaus liegt nicht mehr ein Stein auf dem anderen. Nur ein paar baufällige Schuppen und die alte Scheune sind heil geblieben. Auf dem Hof der Obermühle zähle ich 25 tote Pferde. Im Garten von Prondzinski an der Straße sehen wir ein frisch hergerichtete Grab, ein Russengrab mit Denkmal und Inschrift. Warka übersetzt uns den Text. In goldenen Lettern steht groß auf dem Denkmal: Полковник. Es ist der Batallionskommandeur, ein Oberst, der hier gefallen ist.

Beim Nachbarn Pelz halten wir an. Weiter trauen wir uns noch nicht vor. Da kommt etwas in rasender Geschwindigkeit den Feldweg von unserem Grundstück her gerannt. Es ist Pfiffi, unser Wolfsspitz. Er jault und rast vor Freude, springt an jedem hoch, begrüßt jeden einzeln, und ist außer sich. Wir sind es auch. 16 Tage hat unser Hund allein den Hof bewacht und die tagelangen schweren Kämpfe heil überstanden. Alle Nachbarhunde treffen wir tot oder verstümmelt an. Wir hatten Pfiffi auf den Treck mitgenommen. Aber als wir das Dorf bei den Zollhäusern verlassen hatten, war er plötzlich fort und fünf Kilometer im Dunkeln zum Grundstück zurückgerannt, seiner Pflicht gehorchend, die Kühe zu bewachen. Er hat als Einziger die Stellung nicht verlassen, als alles lief und flüchtete.

Da unser Wohnhaus durch einen Artillerievolltreffer schwer beschädigt ist, quartieren wir uns zunächst beim Nachbar Pelz ein. Zuerst wird saubergemacht. Überall liegen Unmengen von Dreck und Kriegsmaterial. Die Zimmer sind total verdreckt. Auf unserem Grundstück stelle ich zwei Feld-Artilleriestellungen fest, außerdem ein MG-Nest, unzählige Schützenlöcher, aus denen nach den Hülsen gerechnet genau 83

Schuss aus Karabinern abgefeuert wurden, und viele Kisten mit Artilleriegeschossen. Gewehrmunition und Handgranaten liegen noch überall verstreut herum.

Genau hier erfolgte der Hauptstoß der 70. Sowjetarmee von Reckow-Pyaschen aus. Die Kühe sind noch vollzählig vorhanden, nur die Schweine, Hühner und Gänse fehlen. Wir machen uns sofort an die Aufräumarbeiten. Unsere erste Handlung ist die Beerdigung des russischen Soldaten, der auf dem Dachboden liegt. Eine deutsche Artilleriegranate, die unser Wohnhaus zur Hälfte zerstört hat, hat ihn den halben Kopf und die rechte Hand abgerissen. Wir wickeln ihn und was wir von ihm noch finden, in eine Zeltplane und beerdigen ihn im Wald. Noch Monate danach finden wir immer noch einzelne Knochen des Toten auf dem großen Boden verstreut. Auf sein Grab pflanzt Mutter später eine Lärche, ein bei uns seltenes Bäumchen, damit die Stelle erkennbar bleibt.

Ab und zu erscheinen Russen und auch Josef Gierschewski, der bereits einen weiteren Hilfspolizisten bei sich hat, kommt immer wieder mal, um die Frauen zur Arbeit zur Kommandantur zu holen. Die Ostarbeiterinnen müssen sich täglich in der Kommandantur melden. Sie werden bereits als Strafgefangene angesehen. Die Schienen der Eisenbahnstrecke Bütow-Rummelsburg werden abmontiert, meist von Frauen und Mädchen. Einmal wird ein Sonderbefehl erlassen: „Alle Erwachsenen haben ins Dorf zu kommen. Wer nicht erscheint, wird erschossen“, überbringt Josef Gierschewski den ausdrücklichen Befehl der russischen Dorfkommandantur. Die Frauen laufen schon vor dem angesetzten Termin hin. Sie kommen am späten Nachmittag zurück und tragen freudestrahlend riesige Fleischstücke in der Schürze, die Fleischer Möller auf Befehl des Kommandanten verteilt hat. Männer kehren nicht mehr zurück. Sie kommen nach Sibirien. Darunter ist auch der Freund meines Vaters, Albert Metel.

Ich schmuggle Lebensmittel ins Gefangenenlager

Ein paar Tage nach unserer Rückkehr von der Flucht, werde ich von unserer Oma gefragt, ob ich mir zutraue, einen geheimen Auftrag auszuführen. Mutter darf aber nichts erfahren. Ich soll mich zu dem 3 km entfernten Bahnhof vorschleichen und dort ein Netz übergeben. Was drin ist und für wen es bestimmt sei, gehe mich nichts an. Das Netz ist sehr schwer. Kartoffeln und Brot sind es jedenfalls nicht. So ziehe ich los durch das leere Dorf. Zuerst versuche ich, mich im Chausseegraben vorwärtszubewegen, gewissermaßen auf Ellbogen und Zehenspitzen, wie wir es beim Jungvolk gelernt haben und ziehe das schwere Netz hinter mir her. Bald muss ich aufgeben, da ich nicht mehr vorwärts komme.

Der Straßengraben ist überfüllt mit Dreck und Schutt. Immer wieder treffe ich auf totes Vieh, Pferde und Hunde. Am meisten aber machen mir die Kupferdrähte von den abgenommenen Telefonleitungen zu schaffen, die alle 100 Meter zusammengerollt liegen und wie Fußangeln wirken. Ich laufe über das „Dreieck“ am ehemaligen Gut, schleiche mich am Gehöft meines Onkels Gustav Kramp vorbei, an dem immer noch eine rot-weiße Fahne ghisst ist, dann am Bahndamm entlang. Auf der fernen Dorfstraße sehe ich ein Fahrzeug. Ich werfe mich in den Straßengraben und höre auf das Motorengeräusch des Jeeps. Das Geräusch verschwindet Gott sei

Dank in Richtung Rummelsburg. Man hat mich nicht gesehen. Dann gelange ich an die Drei-Brücken, an denen wir so gern gespielt haben. Dieses gewaltige Bauwerk gibt es nicht mehr. Seine Bögen, Pfeiler und Mauern liegen zerschmettert auf der Wiese. Große Gesteinsbrocken sind mitten in die Kamenz geflogen und haben den Fluss stellenweise umgeleitet. Vor ihrem Abzug hat die Wehrmacht die Brücke noch schnell gesprengt. Aber die Russen haben schon wieder drei Pfeiler aus einfachen Holzbalken errichtet und Schienen darüber gelegt. Ich staune, dass das halten soll. Vorsichtig umgehe ich die Brücke. Die zersprengten Teile im Fluss liegen so dicht, dass ich ohne Schwierigkeiten von Stein zu Stein hinüberspringen kann. Dann sehe ich von weitem den Bahnhof. Die Gebäude rundherum stehen, aber sind angeschossen. Das Dach vom Bahnhof ist total durchlöchert. Auch Gatermanns Villa steht noch. Ein lebendes Wesen ist aber nicht zu sehen. Vor dem bezeichneten Schuppen warte ich im Straßengraben. Ich bin wütend auf Oma, die mich hierherbestellt hat, und niemand ist nun da. Schon überlege ich zurückzuschleichen, da löst sich auf der anderen Seite der Straße hinter einem dicken Baum ein Schatten und jemand ruft: „Komm hierher, Junge...“ Ich richte mich auf, grüße den Mann, der mir bekannt vorkommt, und laufe zu ihm hinüber. Es ist ein Großtuchener. Ich habe ihn früher öfter mit Vater sprechen sehen, aber seinen Namen weiß ich nicht. Der Mann schaut sich mit schreckerfüllten Augen wild nach allen Seiten um und sagt angstvoll: „Mein lieber Junge, wenn das jetzt jemand gesehen hat, dann schlagen sie uns beide tot. Das dürfen wir jetzt nicht mehr, Heil-Hitler sagen...!“ Ich bin schwer beleidigt. Als wenn ich das nicht selbst wüsste! Ich weiß nicht, was der Mann hat. Ich habe auf keinen Fall den Hitlergruß angewendet. Das weiß ich genau. Er greift hastig zum Netz und weiß also besser als ich, was ich bringe, und sagt: „Jetzt lauf schnell nach Hause, so schnell du kannst und danke deiner Oma...“

Erst viel später wird mir nach und nach klar, was der Mann meinte. Ich grüßte ihn wirklich mit „Guten Tag“ von der anderen Straßenseite, hob dabei aber automatisch die rechte Hand und das sah er. Es war eine ganz unwillkürliche Reaktion beim Grüßen, die wir lange nicht los wurden. Wir kannten es ja nicht anders.

Auf dem Rückwege lasse ich mir Zeit und beschaue mir die leeren Gehöfte. Ich gehe auch durch die Brücke auf der Straße nach Neuhütten und werfe ein Blick auf das Grundstück von Labuhns. Vielleicht ist dort schon jemand zurück. Aber das schöne Wohnhaus ist leer. Auf dem Hof und an der Straße liegen Möbel und Sachen aufgetürmt und wie überall ein furchtbarer Dreck. Am Gut liegen immer noch die fünf toten deutschen Soldaten unbeerdigt, die ich mir näher ansehe. Auf Barskes zerstörter Mühle schwelt es immer noch. In den Trümmern suche ich nach Handwerkzeug und Nägeln und nehme es mit. Wie schön kann man das gebrauchen, wo jetzt überall etwas repariert und zugenagelt werden muss. Es spät komme ich nach Hause. Oma empfängt mich sichtlich aufgeregt und glaubt, ich sei von den Russen festgenommen worden. „Hast du das Netz übergeben? Hat es geklappt?“, überschüttet sie mich mit Fragen. „Na und“, sage ich gleichgültig, das war doch nichts weiter, erzähle aber nichts von meinem peinlichen Hitlergruß. Ich sehe nur noch, wie Oma hinter mir in die Knie sinkt und betet. Es ist ein großes Dankgebet zum Himmel.

Unsere Nachbarin wird erschossen

Am 24. März um die Mittagszeit tauchen plötzlich zwei Russen auf, die einen besonders furchterregenden Eindruck machen. Warka, die Ukrainerin, die immer noch bei uns ist, beschäftigt sich aus Angst mit dem Abwasch. Wir anderen sitzen am Tisch. Das sehen die Russen und der eine, der leidlich Deutsch spricht, beginnt uns zu beschimpfen. Jetzt müssten die Deutschen arbeiten und die Russen werden sich ausruhen. Wie immer in kritischen Situationen bewahrt unsere Oma ruhiges Blut und sagt mit fester Stimme: „Wir haben immer mit den Russen zusammengearbeitet und alles gemeinsam gemacht, wir werden es auch weiterhin tun. Es ist nicht notwendig, etwas zu ändern!“. Der Russe wird rot vor Wut, greift nach seinem Gewehr, besinnt sich dann aber plötzlich und schweigt. Der andere Russe fragt ihn, was Oma gesagt hätte. „Prawdu skasala ... Sie hat die Wahrheit gesagt. Gegen diese Deutschen habe ich nichts!“ Und so plötzlich wie sie gekommen sind, verschwinden sie.

Am Nachmittag kommt Anna, das Ukraine-Mädchen von Nachbar Pelz, schreiend angelaufen. Sie hat einen derartigen Schreikrampf, dass es nicht möglich ist herauszubekommen, was geschehen ist. Mutti muss lange auf sie einreden, bis es endlich gelingt. Iwan, ein russischer Kriegsgefangener, der im Herbst 1944 kurz auf dem Hof von Pelz gearbeitet hat und von dort geflohen ist und danach erwischt wurde, ist gekommen und hat sich gerächt. Er hat die junge Frau Pelz getötet, da er glaubte, sie hätte sein Verschwinden damals angezeigt. Sie, eine junge Frau, die im 9. Monat schwanger ist, muss sich auf dem Hof vor dem Misthaufen aufstellen und Iwan zielt aus einigen Metern Entfernung aus einem Gewehr auf ihren Kopf. Die Kugel trifft die linke Schläfe und durchschlägt den gesamten Schädel. Frau Pelz ist sofort tot. Der Russe schultert sein Gewehr und fährt mit dem Fahrrad davon. Dabei pfeift er die damals überall bekannte Schlagermelodie: „Schenk mir dein Lächeln, Maria!“.

Ich laufe mit Anna mit. Frau Pelz ist schon in einem Leerzimmer aufgebahrt und sieht aus, als ob sie schläft. Sie sieht furchtbar dick aus mit ihrem riesigen Bauch. Die kleine Lieselotte läuft in unbewachten Augenblicken immer wieder in das leere Zimmer zu ihrer toten Mutti, streichelt sie und bittet sie, doch bald wieder aufzuwachen. Durawa geht zur Kommandantur, um den Fall zu melden. Der Kommandant sagt, wir sollen sie zu Hause eingraben und kein Aufsehen machen. Am anderen Tag ist die Beerdigung. Den Sarg machen wir aus einem großen Kleiderschrank. Wieder mal helfe ich, ein Grab zu schaufeln.

Dann kommt der April mit täglich neuen Ereignissen. Aber sie erfassen uns nicht mehr so, wir sind inzwischen empfindungsloser geworden. Nichts kann uns mehr erschüttern. Unsere Ostarbeiter-Mädchen, Warka und Anna, die über 3 Jahre bei uns waren, verlassen uns weinend. Sie müssen zu Fuß in ihre Heimat zurück und wissen bereits, dass dort die Verurteilung auf sie wartet und das Arbeitslager. Ihr Zwangsarbeitsdienst in Deutschland wird als freiwillige Zusammenarbeit mit den Faschisten bewertet. Dann kommen die ersten Deutschen, die uns nach der Flucht besuchen: Albert Glischinski und seine Frau Marta aus Piaschen und später die Jungen vom Müller Boese aus Zemmen. Fritz Schamuhn und seine Tochter erscheinen und bringen uns die letzten Mitteilungen von unserem verwundeten Vater. Das Nachbargehöft von Basowski wird von den Russen in Brand gesteckt. Sie befürchten wohl, dass die immer noch leerstehende Gebäude als Unterschlupf

für Partisanen oder entlaufene Kriegsgefangene dienen könnten. Vor deutschen Partisanen haben sie eine geradezu krankhafte Angst.

Sie glauben, die Deutschen machen jetzt das gleiche wie sie im Krieg. Flüchtende Soldaten sehen wir jetzt öfters. Scheu schauen sie von weitem, und wenn wir dichter herangehen und winken, verziehen sie sich meist verängstigt. Sie wissen nicht, ob wir hier so dicht an der Grenze Polen oder Deutsche sind.

Es erfolgen Arbeitseinsätze beim Abbau der Eisenbahnschienen auf der Strecke Bütow-Rummelsburg, und ab und zu sehen wir noch deutsche Flieger hoch am Himmel. Ein einzelnes Düsenflugzeug erscheint täglich genau um 9.00 Uhr hoch am Himmel, bis es am 9. Mai auch ausbleibt. Dass zu diesem Zeitpunkt der Krieg zu Ende ist, erfahren wir aber erst im Herbst 1945. Es ist für uns auch ohne Belang. Was nutzt uns schließlich ein Friede, der uns weitere Leiden und die grausame Vertreibung bringt mit Hungersnöten und weiteren Toten.

Bei der ständigen Jagd der Russen auf Frauen und Mädchen werde ich einmal als Geisel genommen und soll erschossen werden, falls ich das Versteck meiner Mutter und Schwester nicht verrate. Einmal jedoch kommt es ganz anders. Wieder bellen die Nachbarhunde sehr wütend. Es sind zwei Russen, die fast im Laufschrift ankommen. Sie schauen uns an und nehmen mich beiseite. Ein Russe zieht seinen großen uralten Revolver und legt ihn mir auf die Brust. Eindeutig verlangen sie, ich soll sie zu Frauen führen, oder sie werden mich erschießen. Dass sie dazu in der Lage sind, habe ich ja oftmals selbst sehen müssen. Ich sage zu und habe nur die eine Idee, sie entgegengesetzt zum Versteck meiner Mutter in Richtung Franzwald (Pyaschen) zu führen, um Zeit und Raum zu gewinnen, nur möglichst weit weg in die ganz entgegengesetzte Richtung des Versteckes. Unterwegs will ich flüchten. Ich bin ein sehr schneller Läufer und kann sehr flink hinter Bäumen verschwinden, wenn sie schießen sollten. Ich führe sie den Feldweg nach Franzwalde. Aber meine Rechnung geht nicht auf. Die Russen lassen mich voran gehen und drohen alle hundert Meter, mich zu erschießen, falls ich nur eine falsche Bewegung mache. Wir sind am Wald angekommen. Die Russen sind furchtbar wütend, ich hätte sie in die Irre geführt.

Ende Mai erreicht uns die Nachricht, dass Lehrer Maus mit Frau, Schwiegertochter und Enkelin mit seiner Familie von der Flucht zurückgekehrt sei. Das ist für uns ein großes Ereignis. Wir fragen uns, wie die Russen und Polen sich einem deutschen Mann und noch dazu Lehrer gegenüber verhalten werden, von dem bekannt ist, dass er ein Hitlergegner war. Daran wollen wir erkennen, inwieweit die Besatzungsmächte es ehrlich meinen. Gleich am nächsten Tag werde ich losgeschickt mit einem riesigen Netz Lebensmittel und Milch.

Die Russen haben uns zwar alle 20 Kühe weggetrieben, aber eine lahme Kuh ist uns geblieben, die wir sorgsam hüten und die uns täglich frische Milch gibt. Ganz früh am Morgen, noch vor Sonnenaufgang, ziehe ich los. Um die polnische und russische Kommandantur zu umgehen, schleiche ich mich über Feldwege am Wohrländer See und am Gehöft von Kautz entlang. Am Dorfende finde ich das Haus, in dem die Familie Maus Unterkunft gefunden hat. Sie schlafen noch in einem riesigem Raum auf Strohlager. Ich übergebe meine Sachen und berichte. Lehrer Maus erhebt sich sofort und geht mit mir heraus auf den Hof und spricht lange mit mir unter vier Augen. Meine Oma hat ihm den Vorschlag unterbreitet, zu uns auf den Abbau zu kommen,

falls er keine bessere Bleibe findet. Bei uns ist Platz genug und es ist ruhig. Drei Wochen später wird er verhaftet und in das Gestapogefängnis Bütow gebracht. Die Folterungen nehmen jetzt die Polen vor. Nach seiner Entlassung taucht er bis zu Unkenntlichkeit geschlagen auf unserem Grundstück auf, und wir bringen ihn durch die Wälder in Sicherheit.

Im Juni verstecken wir drei deutsche Soldaten, die aus Gotenhafen geflohen sind. Und dann haben wir an einem Sonntag vormittag im Juni wieder ein Begräbnis. Onkel Gustav, der inzwischen mit seiner Frau sowie Familie Biastoch zu Fuß aus Jannowitz von der Flucht gekommen ist, schaufelt das Grab. Ich helfe wieder. Die ganze Großfamilie hat sich versammelt. Oma spricht die Totengebete. Dann wird gesungen. Oma, Mutti und Tante Minna sind erstklassige Sängerinnen mit Chorserfahrung. Es wird eine erhebende Feier. Selten ist ein Russe wahrscheinlich so feierlich beigesetzt worden. Dann schaufeln Onkel Gustav und ich das Grab zu. Jetzt haben wir zwei Russengräber auf unserem Grundstück. Beim Nachbarn Durawa sind es fünf. Wir pflegen die Gräber, als wären es unsere eigenen. Wie viele haben wir seit März schon eingegraben, Deutsche und Russen!

Als ab Oktober 1945 die ersten Großtuchener nach der Rückkehr von der Flucht im März zum zweiten Mal den Weg in das große Ungewisse antraten - bei uns auf der Obermühle waren es die Familien Pelz und Basowske - , stand für uns fest: „Wir bleiben hier!“

Zu unserer Familie gehörten damals: Otilie Radde geb. Dobersalske mit Tochter Minna Radde, in Großtuchen im Haus neben Gustav Kramp; Emma Radde geb. Schütz (aus Klein Massowitz), Ehefrau von Paul Radde, mit den Kindern: Edith (jetzt: Ulrich, Aken), Karl H., Ulrich (1954 im Alter von 16 Jahren tödlich verunglückt), Heinz (jetzt: Küttigen, Schweiz) sowie Helene Biastoch geb. Radde, Ehefrau von Ernst Biastoch (aus Zemmen), mit den Kindern Traute (jetzt: Geisler, Schmalzerode) und Karl-Heinz (jetzt: Halle/Saale), in Großtuchen im Haus neben Gustav Kramp (am Dreieck, an der Straße nach Neuhütten).

Uns ging es auf unserem Abbau auf der Obermühle gut. Von zuverlässigen Freunden umgeben, dicht bei Pyaschen (Franzwalde) und Zemmen, wo nur alte Bekannte lebten, fühlten wir uns auf unserem Bauernhof an der Kamenz geborgen und kannten Hunger und Kälte nicht. Wir waren unser eigener Herr und wirtschafteten nach eigenem Ermessen. Oma Otilie Radde hatte die Leitung der Wirtschaft fest im Griff. Unser Grundstück interessierte vorerst keinen Polen. Die Gebäude waren alt, das Wohnhaus war durch einen Artillerietreffer schwer beschädigt und die Felder waren von Schützengräben und Geschützstellungen aufgewühlt und von Minen und Blindgängern verseucht, denn unser Gehöft lag genau in dem Frontabschnitt, in dem der 70. Sowjetarmee nach dreitägigem erbittertem Angriff der Durchbruch von Reckow - Pyaschen - Groß Massowitz gelungen war, nachdem sie ihre 6. motorisierte Einheit eingesetzt hatte. Dementsprechend sah es auf unseren Feldern aus. Es gab damals auf anderen Grundstücken in Großtuchen mehr zu holen.

Ein Jahr später war alles ganz anders. Im September 1946 wurde die Zwangsarbeit für alle Deutschen, einschließlich der Kinder ab 10 Jahren, eingeführt. Wir stellten

allein 7 Arbeitskräfte, 3 Frauen und 4 Kinder. Ich war schon zehn und wurde auch erfasst. Aber wir hatten Glück. Mit meiner dreizehnjährigen Cousine lief ich jeden Tag zwei Kilometer zum Dienst, der um 6.00 Uhr begann und bis 22.00 Uhr dauerte. Sie war Kindermädchen bei dem Dorfmilizionär, ich war der Familie Brodza auf dem Hof von Emil Polzin auf dem früheren Gut zugeteilt, wo ich zunächst nur die einzige lahme Kuh zu hüten hatte, auf die ohnehin der Hütehund Teddy zuverlässig aufpasste. Zusammen mit Paulchen Mickley trieben wir „unsere Kühe“ täglich in Richtung Neuhütten, spielten Krieg mit echten deutschen Stahlhelmen und kaputten russischen Maschinenpistolen, und zwar so echt wie wir ihn erst anderthalb Jahre vorher auf unserem großen Treck im März 1945 bis hinter Lauenburg in natura erlebt hatten. Oder wir verprügelten Kasimir Roggenbug vom Nachbargrundstück Labuhn, wenn er uns zu sehr provozierte und verlangte, wir hätten alles zu tun, was er wollte, weil er Pole war und wir nur Deutsche wären. Ebenso oft versöhnten wir uns aber wieder und entwarfen gemeinsam grandiose Pläne für eine zukünftige Welt, in der es außer Deutschland und Polen keine anderen Großmächte mehr geben sollte. Es war eine aufregende Zeit für uns Jungen. Manchmal kam auch Ruth Labuhn zu uns, die als Fünfzehnjährige beim polnischen Ostkommandanten schwerste und dreckigste Arbeit zu verrichten hatte, und wir diskutierten über Gott und die Welt. Meist aber lachte sie uns aus wegen unserer hochtrabenden Ansichten und Pläne.

Ich hatte es besser als zu Hause. Die Brodzas waren kinderlos und betrachteten mich als eigenen Sohn. Sie gewährten mir Freiheiten, von denen ich sonst nur träumen konnte. Stundenlang durfte ich meiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen und Bücher lesen. Sie hatten die von Polzins übernommenen deutschen Bücher sorgsam aufbewahrt. Jeden Monat erhielt ich sogar noch einen kleinen Lohn in Zloty. Kein Deutscher hatte diese Privilegien. Meine Cousine Traute hatte es dagegen schon schwerer bei dem Dorfmilizionär, aber gerecht wurde auch sie behandelt.

Unsere Probleme dagegen waren mehr objektiver Art. Im Winter lag bei uns viel Schnee. Oft „stühmte“ es derart, dass es zu hohen Schneeverwehungen kam. Wenn der Schnee taute, kamen wir mit unseren selbstgefertigten Holzpantoffeln kaum voran, denn Schuhe hatten wir nach den zuerst russischen und danach polnischen Ausplünderungen schon lange nicht mehr. Der nasse Schnee backte zu Klumpen an unseren Pantoffeln. Aus Furcht, zu spät zur Arbeit zu kommen, liefen wir dann einfach auf Strümpfen durch den nassen Schnee. Heute wissen wir, woher wir unseren Rheumatismus haben.

Eines Tages bemerkte Pan Brodza, es wäre nicht gut, wenn wir immer nur deutsch sprechen. Ich müsste Polnisch lernen. Das wäre in dieser Zeit für mich nur von Vorteil. Wenn ich wollte, würde er mir Polnisch beibringen, aber nur, wenn ich es wolle, betonte er immer wieder. Und wie ich wollte! So begannen wir mit systematischem „Sprachunterricht“. Der erste Satz, den ich von ihm lernte, war „Chodó na obiad“ (Komm Mittag essen) und ist für mich immer symptomatisch für diesen Polen geblieben. Er selbst hatte 1939 im deutschen Lager als erstes gelernt: „An die Arbeit, marsch, marsch!“ Noch heute profitiere ich von diesem Spracherwerb.

Und er lehrte mich manche nützliche Dinge; vor allem aber, wie man überleben kann, wenn man der Nation angehörte, die für Auschwitz verantwortlich war und für Stutthof. Aber auch er konnte nicht verhindern, dass ich manchmal von polnischen

Jungen deswegen geschlagen wurde und dass wir eines Tages vertrieben wurden, wie man lästige Hunde vertreibt.

Auch unser stark beschädigtes Gehöft wurde jetzt von einem Polen übernommen. Das war Jerzy B., ein verbitterter Deutschenhasser. Von ihm hörten wir Ende 1946 zum ersten Mal von so schlimmen Dingen wie KZ und Zwangsarbeitslagern, die von Deutschen eingerichtet sein sollten. Weder von Russen noch Polen war uns das bisher gesagt worden. Sie glaubten wohl selbst nicht so sehr daran. Wenn wir mit russischen Soldaten über den Krieg ins Gespräch gekommen waren, so staunten wir immer wieder, dass sie meist abwinkten und meinten, Verbrechen gäbe es überall. Noch in den letzten Kriegstagen hatte ein junger Sergeant, der mit einer Gruppe schwerbewaffneter finsterner Rotarmisten bei uns auftauchte, meiner Oma erklärt: „Gitler, kaputt... gutt; no, Stalin noch lebt, serr schlecht...!“

Unser Jerzy jedenfalls war angeblich in einem KZ gewesen, und er hatte Berlin mit eingenommen und rühmte sich, in Gefechten meist nur wenige Gefangene gemacht zu haben. Wir hassten ihn deswegen und hielten ihn für einen Lügner.

Mit zehn Personen wurden wir jetzt in zwei Räumen zusammengedrängt, in denen auch schon die Ratten hausten. Wir Kinder hatten schon fast zwei Jahre keine Schule mehr. Zwar hatte meine Mutter bei uns heimlich eine Art Sonntagsschule eingeführt, und wir lernten eifrig, vor allem Verse aus dem Gesangbuch oder übten deutsche Diktate, aber ein richtiger Unterricht wie bei unseren Lehrern, Fräulein Schwichtenberg, Herrn Mauß oder Sorgatz, war das natürlich nicht. Allmählich gingen auch die Lebensmittelvorräte zur Neige, und wir hatten kaum noch Kleidung und Schuhwerk. Nur der polnische Bürgermeister ließ uns stillschweigend immer wieder mal einen halben Sack Mehl zukommen. Solange er Bürgermeister in Großtuchen sei, würde kein Deutscher hungern, erklärte er. Diese Haltung eines Vertreters der neuen Macht war für uns einmalig und unverständlich, denn er war im KZ Stutthoff gewesen, von Deutschen eingesperrt.

Abschied von Großtuchen

Für uns wurde es jetzt immer eindeutiger: Wir müssen heraus, wenn wir nicht als Fremdarbeiter und Gefangene unter Polen leben wollen. Wir waren in unserer seit 800 Jahren deutschen Heimat nicht mehr zu Hause. Alle gutgemeinten Angebote zur Einpolung hatte meine Mutter kategorisch abgelehnt. Unerwartet erhielten wir dann gewissermaßen über Nacht die Aufforderung, in zwei Tagen unser Dorf zu verlassen. Die Aufregung war groß. Auch bei den polnischen Nachbarn. Der Aufbruch war auf den 16. Dezember 1946 festgelegt. Josef Durawa, unser kaschubische Nachbar, der in der Zeit der Flucht auf dem Treck im März 1945 bis hinter Lauenburg [vor Neustadt in Westpreußen nicht weit von Gdingen] und auch später unser zuverlässiger Beschützer war, sollte uns mit unserem Gepäck in die Kreisstadt Bütow bringen. 25 kg pro Person war die erlaubte Höchstnorm.

In der letzten Nacht schlief niemand mehr. Auch unser Pole Jerzy saß die ganze Zeit mit uns zusammen, war wie umgewandelt und erklärte, dass er jetzt auch gehen werde. Er ließ seine letzte Ente braten, damit wir noch etwas zu essen mitnehmen

konnten. Beim Abschied waren Tränen in seinen Augen. „Das haben wir nicht gewollt“, meinte selbst dieser Deutschenhasser.

Frühmorgens um vier Uhr zogen wir im Dunkeln und bei schneidender Kälte los. Uns Kinder schickte man auf dem Fußmarsch nach dem fast 20 km entfernten Bütow vor. Wir waren eine ganze Kolonne, der Größe nach eingereiht, und alle riesig bepackt. Voran marschierte meine Cousine Traute Biastoch. Sie bestimmte, das Lied „Nun ade, du mein lieb' Heimatland“ zu singen, das wir dank des konsequenten Unterrichts bei Lehrer Mauß einwandfrei beherrschten. Den Schluss bildete mein kleiner noch nicht fünfjähriger Bruder, der einen alten Schulranzen als Schlitten im Schnee hinter sich her zog, denn zum Tragen war er noch zu klein.

Als ich nach 12 Jahren wieder zu einem Besuch in meine Heimat kam, erzählte mir unsere Nachbarin, Frau Anastasia Jastzemska, eine Ukrainerin, die 1942 als Sechzehnjährige von Deutschen aus ihrer Heimat nach Großtuchen verschleppt worden war, und die unseren Auszug beobachtet hatte, sie hätte nie etwas Traurigeres im Leben gesehen. Drei Tage lang hätte sie geweint: „Das kann man den Deutschen doch nicht antun!“ Wir empfanden es damals nicht so wehmütig, sondern nahmen den Aufbruch als unabänderliches Schicksal auf uns und waren stolz, Deutsche geblieben zu sein, damals!

In der Kreisstadt Bütow lagerte man uns bei Minusgraden den ganzen Tag und die folgende Nacht im Freien. Es begann gerade der große Frost, der den bisher kältesten Winter des Jahrhunderts einleiten sollte. Die letzten Zlotys wurden für Wodka ausgegeben, das einzige, was damals zu bekommen war. Es wurde viel getrunken, als Medizin. Selbst den Kindern gab man Alkohol in der verhängnisvollen Ansicht, dass er vor Erfrierungen und den gefürchteten Typhuserkrankungen schützt.

Nachmittag wurden wir mit unserem gesamten Gepäck zum Marktplatz getrieben, wo ein Podest aufgebaut war und der Stadtkommandant, ein kleiner untergesetzter Mann in voller Uniform mit Litewka, wild gestikulierend, die offizielle Verabschiedungsrede an die deutschen Frauen und Kinder mit der Anrede „Deutsche Schweine...“ begann. Und dann ging es los, die totale Hetze gegen alles, was deutsch war. Unter uns riefen sie: „Hört nicht zu! Lasst euch nicht provozieren...“ Schließlich hatte man eine junge 35jährige Frau bei einem vorhergehenden Transport am gleichen Tag noch erschossen, als sie protestiert hatte und gesagt haben soll: „Wartet nur, wenn unsere Männer erst aus der Gefangenschaft kommen...“ So verfuhr die neue Macht, die sich Volksmacht nannte, damals mit deutschen Zivilisten. Lebensgefährlich war es aber sonst auch. Aber wir Jungen hörten genau zu, ganz genau; denn wir wollten uns dieses Subjekt merken für die große Revanche bei unserer Rückkehr. Das hatten wir uns geschworen...

In der Nacht holte man uns zur Gepäckrevision. Wir wurden unsere gesamten Betten, Decken und sonstigen warmen Sachen los, die wir so dringend in diesem kalten Winter brauchten, und behielten nur, was wir am Körper trugen.

Gegen Morgen verlud man uns in schmutzige Viehwaggons: Dreißig Personen plus Gepäck in einen Wagen, dessen einzige kleine Luke noch oder schon wieder mit Stacheldraht umgeben war. Die Enge war beängstigend. Zunächst war es noch warm. In jedem Waggon befand sich ein kleiner Kanonenofen mit einem geringen Brikettvorrat. Aber dieser wurde nie ergänzt. Schon in der ersten Nacht war alles

verbrannt. Dann wurde es bitterkalt. Selbst die Innenwände der Waggons waren ständig mit einer Eisschicht bedeckt. Acht ganze Tage und Nächte kamen wir nicht aus diesen 'Kühlwaggons' heraus.

Manchmal sahen wir auf dem Nebengleis einen Güterzug mit offenen Wagen voll Briketts, wenn wir mal kurz hielten. Wir Jungen sprangen dann hinauf und schleuderten so lange Briketts in unseren Waggon, bis einer der beiden Züge anfuhr. Dann mussten wir blitzschnell ab- und aufspringen. Das war hoch gefährlich. Es konnte auch sofort geschossen werden, wenn man uns gesehen hätte.

Unser Transport rollte über Konitz und Schneidemühl nach Posen. Hier gab es einen bedrohlichen Zwischenfall. Wir waren für die Nacht auf dem Güterbahnhof abgestellt. Die beiden polnischen Milizsoldaten, die den Transport zu begleiten hatten, warnten uns vor den Überfällen, die hier nachts regelmäßig von den nach Russland abziehenden, demobilisierten Rotarmisten verübt wurden. Sie fielen über die Züge mit den deutschen Vertriebenen her, plünderten und suchten nach Frauen. Die Polen wären machtlos dagegen. Wir müssten uns schon selbst verteidigen. Sie würden sich auf die Lokomotive zurückziehen und nicht einmischen.

Von den wenigen Männern auf unserem Transport hatten wir in unserem Wagen die Brüder Schamuhn aus Zemmen. Sie organisierten sofort die Verteidigung. Jeder von uns Jungen erhielt eine bestimmte Aufgabe.

Ich bezog Wachposten auf einem aus mehreren Rucksäcken errichteten Hochsitz und beobachtete das Bahnhofsgelände durch die kleine mit Stacheldraht umwickelte Viehwagenluke. Es passierte stundenlang nichts. Dann brach es los. Die Bahnhofsuhr zeigte genau 0.05 Uhr. Eine Gruppe von 8 oder 10 angetrunkenen, mit Maschinenpistolen bewaffneten Russen stürmte auf den Zug zu und steuerte genau unseren, den zweitletzten Wagen des Zuges an. Ich löste Alarm aus. Jeder sprang an seinen eingewiesenen Platz. Fünf Minuten später waren wir im „Gefecht“. Sie versuchten, die Schiebewand unseres Waggons aufzureißen und stutzten. Wir hatten sie von innen fest verrammelt. Ein wildes Gebrüll brach los, Stimmen schrien durcheinander und fluchten. Irgendwo in der nächtlichen Stadt fielen Schüsse. „Otkrowajte, budem streljat“, grölten sie, macht auf, oder wir schießen. Taschenlampen blitzten auf. Wir ließen das Ultimatum unbeantwortet. Sie rissen immer wieder an der Tür, drohten und schimpften und setzten schließlich Brechstangen ein. Vergeblich. Unsere Verteidigung stand. Einige von uns wollten aufgeben aus Angst, sie töten uns alle.

Schamuhns blieben konsequent. Sie gingen davon aus, dass die Russen hier mitten auf dem Güterbahnhof kaum eine Schießerei beginnen würden; sie hätten damit die Militärpolizei auf sich gelenkt. Selbst wenn sie es tun würden, könnten die Kugeln aus ihren Maschinenpistole die dicken Waggonplanken nicht durchschlagen. Die Rechnung ging auf. Mit furchtbaren Flüchen auf die deutschen „Faschisten, die immer nur Widerstand leisten“ zogen die Russen plötzlich ab. Sie versuchten auch bei keinem anderen Waggon den Überfall. Es war genau 1:10 Uhr. Über eine Stunde hatte unser ungleiches Gefecht gedauert. Die ganze Nacht wechselten wir uns in der Wache ab. Aber es erfolgte kein weiterer Angriff mehr. Wenn wir auch kaum noch etwas bei uns hatten, was man plündern konnte, so hatten wir unsere Frauen und Mädchen immerhin vor schlimmen Dingen geschützt und somit doch noch einen, wenn auch späten Endsieg über die Russen errungen. So sahen wir

Jungen es jedenfalls. Gefährliche Momente waren das! Niemand nahm damals Notiz von einem erschlagenen Deutschen.

Der Zug rollte weiter nach Süden. Es ging auf Weihnachten zu. Die polnischen Milizsoldaten hielten sich jetzt oft in unserem Waggon auf. Wir waren in ihrer Achtung gewaltig gestiegen nach unserem siegreichen Gefecht mit den überlegenen Russen in Posen. Das hatten sie noch nicht erlebt, dass zwei unbewaffnete deutsche Männer und ein paar Jungen einen ganzen Trupp schwerbewaffneter Russen zum Rückzug zwangen. Aber wahrscheinlich froren sie auch sehr. Unser Waggon war so ziemlich der einzige, der dank unserer halsbrecherischen Kohlenklu-Aktionen noch einigermaßen geheizt war.

Es war irgendwo im tiefverschneiten Niederschlesien. Die Stimmung war auf den Nullpunkt angekommen. Völlig apathisch, übermüdet und schmutzig lagen alle auf ihren Bündeln, von Hunger und Durst geplagt oder hockten im Waggon, zusammengepfercht wie Vieh. Keiner sprach ein Wort. Jeder war in seinen Gedanken bei dem, was wir aufgegeben hatten: Unser Dorf, den Hof und die Toten und vor allem ohne jede Hoffnung auf eine Rückkehr. Da ertönte im Wagen nebenan Gesang. Eine männliche Stimme - ich glaube, es war Herr Meseg aus Meddersin - stimmte das alte Weihnachtslied an: „Es ist ein Ros' entsprungen“. Erst sangen einzelne leise, dann immer mehr und lauter, bis alle im Waggon mitsangen. Der Gesang griff zum nächsten Wagen über und bald auf den ganzen Zug. Bei minus zwanzig Grad Kälte in vereisten Waggons nach tagelanger Fahrt ohne warmes Essen und Trinken hatte ein deutsches Weihnachtslied eine ungeheure Wirkung. Die beiden polnischen Soldaten vom Begleitkommando schreckten auf. Das Absingen deutscher Lieder war streng verboten. Sie mussten einschreiten. „Es sind Weihnachtslieder. Lassen wir sie singen“, entschied der Rangälteste.

Wir fuhren ununterbrochen durch flaches Land. Von meinem Ausguck durch die Stacheldrahtluke beobachtete ich stundenlang die verschneite Landschaft. Kein Baum und Strauch war zu unterscheiden. Wir bewegten uns in südwestliche, manchmal südliche Richtung. Irgend jemand hatte die Vermutung geäußert, wir kommen gar nicht „über die Oder“, sondern es geht nach Sibirien. Vor Sibirien hatte damals jeder begründete Angst. Wir wussten, dass einige Männer aus unserer Gegend als Zivilisten im März 1945 nach Sibirien gekommen waren, Metel aus Großtuchen zum Beispiel und sogar Frauen, Mütter von vier und mehr Kindern und sechszehnjährige Mädchen aus Radensfelde und Groß Massowitz. Warum wir nicht auch?! Manchmal konnte ich ein Dorf sehen. Die meisten Häuser waren zerstört. Nur Schornsteine ragten aus den schneebedeckten Trümmern. Es war nicht zu erkennen, ob es sich bei den Ruinen um deutsche, polnische oder ukrainische Häuser handelte. Nach der Sonne zu urteilen, schien das Ziel Sibirien zu stimmen. Wir glaubten, jetzt fast immer der Sonne entgegenzufahren, also nach Osten. Der niedrige Sonnenstand in den Vorweihnachtstagen täuschte uns allerdings. Osten und Süden waren kaum zu unterscheiden. Außerdem mußte der Zug oftmals Umwege auf Nebenstrecken machen und rollte zuweilen tatsächlich direkt nach Osten zurück.

Gefährlich war es auch, wenn der Zug auf freier Strecke hielt. Das konnte stundenlang dauern oder nur einige Minuten. Niemand wusste es genau, und die Abfahrt wurde nie angekündigt. Wir Jungen sprangen dann sofort heraus und liefen in die Umgebung, um uns Bewegung zu verschaffen und zu versuchen, den

drohenden Erfrierungen zu entgehen. Im letzten Augenblick kletterten wir dann auf den anfahrenden Zug. Einmal hatte sich ein kleinerer, fünfjähriger Junge zu weit von den Waggons weg gewagt. Wir hatten ihn gewarnt, aber er wollte unbedingt mit uns „Großen“ mit. Der Zug fuhr plötzlich zu schnell an. Er schaffte es nicht mehr und blieb buchstäblich auf der Strecke. So wurden immer wieder Familien auseinandergerissen.

Ich hatte meist meinen Ausguck an der Viehwagenluke eingenommen und verließ ihn tagelang nicht. Man musste sich an das kleine Viereck fest anklammern. Die Hände waren dabei zu Eis erstarrt. Vor Hunger und Kälte konnte man sich nur mühselig halten und gegen den Durst gab es nur die Eiszapfen am Waggon. Und dann die trostlose, unendliche Schneewüste vor Augen, Stunde um Stunde. Jeder spürte, dass es mit seinen Kräften zu Ende ging. Plötzlich tauchte wie eine Fata Morgana ein kleines Wachhäuschen am Horizont auf, vor dem zwei Soldaten standen. Daneben ein Schild mit der Aufschrift „Odra“. Das war eindeutig die Oder. Wir hatten sie bei Glogau erreicht.

Jetzt waren wir doch an dem Fluss angekommen, der in jener Zeit Symbol für Rettung und Freiheit bedeutete. Also doch nicht nach Sibirien! Ich fuhr hoch und schrie in den Waggon so laut ich konnte: „Wir sind an der Oder“ und kam mir vor wie ein Schiffsjunge, der hoch oben im Mastkorb nach endloser Fahrt ohne Hoffnung der todgeweihten Mannschaft eines gekenterten Schiffes das errettende „Land in Sicht“ zuruft. Die Wirkung war die gleiche.

Bei Forst in der Niederlausitz rollten wir dann schließlich über die Oder-Neiße-Linie. Der Zug hielt, die Schiebetüren wurden aufgerissen. Deutsche Laute drangen ans Ohr. Es wurde deutsch gesprochen. Man teilte Tee aus und eine warme Suppe. Zum ersten Mal nach acht Tagen etwas Warmes! Zeitungen wurden in die Waggons gereicht, deutsche Zeitungen. Waren es auch nur die „Tägliche Rundschau“, das Organ der sowjetischen Besatzungsmacht, und das kommunistische „Neues Deutschland“, der Inhalt interessierte kaum. Es war die deutsche Sprache, die wir wieder gedruckt vor uns hatten. Fast zwei Jahre lang waren wir von der Welt abgeschnitten gewesen. Dass öffentlich noch mal deutsch gesprochen und geschrieben werden durfte! Wir konnten es nicht fassen. Viele weinten vor Freude.

Unser Glücksgefühl war nur von kurzer Dauer. Ein paar Tage später wurden wir in das Quarantänelager Coswig bei Wittenberg in Sachsen-Anhalt eingeliefert. Auch hier: Ungeheizte Baracken, kein Strom, das Lager mit Stacheldraht umgeben. Wir waren also zunächst doch wieder Gefangene. Unser Transport war für Oberbayern bestimmt, das gerade zum Katastrophengebiet erklärt wurde und keine Vertriebenen mehr aufnahm. Niemand wusste, wohin nun mit uns. Zu viele Deutsche waren auf kleinstem Raum und in den Lagern konzentriert. Die Menschen hungerten und froren erbärmlich. In kleinen Gruppen verteilte man uns auf einzelne Lager in Mitteldeutschland, die allesamt bereits hoffnungslos überfüllt waren. Wer irgendwie die Möglichkeit hatte, versuchte auf eigene Faust oder mit Hilfe von Verwandten dem Lagerleben zu entkommen. Biastochs, Mickleys und einige andere hatten das Glück.

Irgendwie wurden wir eines Nachts nach Staßfurt bei Magdeburg verfrachtet; zwar nicht mehr in Viehwaggons, aber die Züge waren auch hier nicht geheizt, und die Kälte hatte jetzt im Februar 1947 noch zugenommen. Wir waren auf dieser Strecke von 80 km nahezu 20 Stunden bei klirrendem Frost unterwegs. Unsere Mutter rief

uns Kinder ununterbrochen die Hände, denn die uns von den Polen abgenommenen Decken und Handschuhe konnten nicht ersetzt werden. Vielen erfroren die Hände und Füße.

In Staßfurt kamen wir in ein Lager, in dem völlig apathische Rumänen schon seit zwei Jahren auf Rückführung in ihre Heimat warteten. Es gab zeitweise keine Verpflegung mehr. Die Unterkünfte waren eiskalt. Etwas warmes Wasser wurde morgens nur für den Raum ausgegeben, in dem jemand gestorben war. Wir erhielten oft warmes Wasser.

In der Nähe befand sich ein mit Stacheldraht gesichertes russisches Militärgelände, auf dem angeblich für die Schnapsbrennerei bestimmte Kartoffeln in Mieten gelagert sein sollten. Unter der bewährten Leitung von Fritz Schamuhn aus Zemmen stellten wir aus zuverlässigen Leuten einen „Stoßtrupp“ auf und marschierten bei dem nächsten Schneesturm los. Wir durchbrachen den Stacheldrahtverhau und trafen tatsächlich auf eine Miete. Sie war bereits aufgedeckt. Auch andere „Stoßtrupps“ waren hier offensichtlich schon in Aktion. Jeder hatte in größter Eile ein paar Pfund Kartoffeln zusammenzulesen, und ab ging es. In der Nähe bellte ein Hund, ein russischer Soldat fluchte. Es fielen Schüsse. Ein Feuerstoß aus einer Maschinenpistole jagte über unsere Köpfe. Wir entkamen und überlebten wieder für ein paar Tage.

Erneut verlegte man uns in ein anderes Lager in Staßfurt. Die Verpflegung war hier besser, jedenfalls gab es die tägliche Wassersuppe regelmäßiger. Da brach eine neue Katastrophe herein. Die Bode trat über die Ufer und überflutete fast die gesamte Stadt. In wenigen Stunden stand unser Lager unter Wasser. Wieder musste geräumt werden. Einige von uns flüchteten heimlich über die Zonengrenze nach Lüneburg. Auch die Brüder Schamuhn trennten sich. Für uns galt wieder einmal: Wir bleiben!

In kleinen Gruppen brachte man uns auf Lastkraftwagen durch das vom Hochwasser überflutete Harzvorland nach dem kleinen Städtchen Aken an der Elbe bei Dessau. Das vierte Lager in einem halben Jahr! Zum ersten Mal aber gab es normale Verpflegung. Die Einheimischen lebten hier noch von den Vorräten, welche die Amerikaner großzügig verteilt hatten, als für sie der Krieg an der Elbe zu Ende war.

Wir schienen zum dauernden Lagerleben bestimmt zu sein. Die Behörden unternahmen nichts. Meine Mutter und meine Tante Minna Radde gingen daher von Haus zu Haus auf Wohnungssuche. Eines Tages hatten sie Glück. In einer abgelegenen Gartensiedlung war ein Dachstübchen mit kleiner Küche frei geworden. Unsere Familie mit 5 Personen erhielt es. Die Räume waren leer. Aber Gepäck hatten wir ja auch nicht mehr viel. Lange Zeit schliefen wir auf dem bloßen Fußboden, mit unserem Rucksack unter dem Kopf, der uns tagsüber als einzige Sitzgelegenheit diente. Erst nach und nach gelang es, ein paar, meist zerbrochene Schemel, die niemand mehr haben wollte, zu erhalten oder einzelne primitive Möbelstücke, die man angeblichen Nazis fortgenommen hatte.

Unsere Hoffnung, mein Vater hätte als Verwundeter überlebt, hatte sich als trügerisch erwiesen. Zu Ostern 1958 hatten wir nach 13 Jahren des Hoffens und Suchens vom Deutschen Roten Kreuz aus München die knappe, förmliche Erklärung einer jungen Frau aus Westpreußen erhalten:

„Ich... bin mit meinen Kindern auf der Flucht in Besow/Kreis Schlawe/Pommern am 7.3.1945 von den Russen überholt worden. Alle deutschen Geflüchteten sowie dort Wohnhafte mussten auf dem Hofe Aufstellung nehmen, und hier wurde vor unseren Augen der gleichfalls anwesende, leicht verwundete Volkssturmmann Paul Radde aus Großtuchen ... von einem russischen Soldaten erschossen ... Sein Grab wurde von mir bis Juli 1947 gepflegt. Seinen Wehrpass füge ich hier bei. Dieses erkläre ich an Eides Statt.“

Von den Augenzeugen seines Todes erfuhren wir dann noch, dass der junge Russe sich lange und kategorisch geweigert hatte, den Erschießungsbefehl auszuführen und immer wieder geschrien hatte: „Eto nje nado... Eto dobry tschelowjek...“ - Das ist nicht nötig, das ist doch ein Mensch, der uns nichts getan hat. Ich kann ihn nicht töten. - Für seine bolschewistischen Vorgesetzten galt aber: „Wer Deutscher ist, ist auch Faschist. Und jeder Faschist ist ein Verbrecher“.

Erst als dem Russen selbst die Erschießung wegen Befehlsverweigerung an der Front angedroht wurde, griff er zur Maschinenpistole und schoss. Die zwei einzelnen Schüsse trafen meinen Vater in den Rücken. Er richtete sich danach aber nochmals auf und schritt langsam und aufrecht die Front der aufgestellten entsetzten deutschen Frauen ab, blieb dann stehen und kniete nieder zum Gebet. Der Russe stürzte entsetzt vor, hielt meinem Vater die Maschinenpistole in den Nacken und schoss die ganze Trommel leer mit einem einzigen Feuerstoß. Mein Vater sank zur Seite und starb. Drei Tage musste er auf dem Hofe liegenbleiben, zur Abschreckung der deutschen Frauen und Kinder...

Er war nicht der einzige Großtuchener, der so starb. Gräber von Erschossenen gab es überall, auch bei uns im Dorf. Unsere Nachbarin, die junge hochschwängere Frau Pelz, war erschossen worden, mein alter Großvater in Kleinmassowitz war erschossen worden, mein Onkel aus Louisenhof bei Bütow war erschossen worden, unser Ostarbeiter Lady aus Weißrussland war erschossen worden... Aber auch viele Russengräber hatten wir auf unseren Feldern.

Großtuchen aber und die dort verlebten Kindheitsjahre bleiben unvergessen. Ich bin noch oft hingefahren in unsere „Pommersche Schweiz“ mit ihren endlosen Wäldern, herrlichen Seen und Flüsschen, den wogenden Kornfeldern und weiten Wiesen. Die Erinnerung lässt uns nicht los, sie ist unverlierbar, und nichts lässt sich auslöschen. Aber so geht es wohl jedem von uns Großtuchenern.

Bestellungen (12 €) bei: JuergenRuszkowski@gmx.de